

Julius Stinde

**Spiritismus, Aberglaube, Magie, Geheimwissenschaften.
24 unbekannte Aufsätze aus Zeitschriften und Zeitungen
von 1874 bis 1902.**

Gesammelt und herausgegeben von Ulrich Goerdten.

Berlin 2025

Inhalt:

Vorwort	4
Der Spuk in Leipzig 1878	5
Geisterkunde und Wissenschaft 1878	8
Wahrsager und Zeichendeuter	11
Wenn man sich mit Spiritisten einläßt	12
Aberglaube und Hypnotismus 1880	13
Hexerei und Parlament 1880	17
Hypnotische Farbenblindheit 1880	18
Vom Schwindel zur Wissenschaft 1880	19
Mr. John Brown war ein Medium 1883	22
Spiritistische Enthüllungen 1, 1884	23
Spiritistische Enthüllungen 2, 1884	26
Künstliche Träume 1884	29
Das Geheimnis der Wünschelrute 1 1884	30
Das Geheimnis der Wünschelrute 2 1884	32
Elpoal-i-Sela 1885	35
Ein neues Mittel der Erziehung 1887	38
Von Zauberei, Hypnotismus und Magie 1887	40
Spiritistische Gaukeleien aus alter Zeit 1888	44
Das Hufeisen im Gerichtssaal 1891	47
Von verbotenen Dingen 1891	50
Von Geheimwissenschaften 1892	54
Hexenkräuter 1892	57
Der todtgeschwiegene Palamedes 1893	62
Er ist nicht abergläubisch 1901	65
Wahrsagerei 1902	66
Der Umgang mit Geistern 1902	71
Chronologisches Verzeichnis weiterer Aufsätze	75

Vorwort

Julius Stindes Interesse an Spiritismus und Okkultismus war naturwissenschaftlicher Art. Weit entfernt von gläubiger Hinnahme der Lehren und Glaubenssätze der Bewegung untersuchte er die Phänomene mit kritischer Distanz und geißelte abergläubische Fehlentwicklungen mit Schärfe. Seine Aufsätze zu diesen Themen haben aufklärerische Tendenz, und man darf annehmen, dass er sich als Hauptgegner wider die Ausbreitung des Unwesens gefühlt hat. Andererseits hatte er durchaus Sympathien für die theosophische Bewegung. Er gehörte einer Freimaurerloge an und hat mehrere bedeutende Beiträge zu der Zeitschrift „Sphinx“ geliefert. Sein Respekt vor dem Geheimnisvollen und Unerklärlichen, den er an verschiedenen Stellen äußert, zeigt, daß er unbefangen und ohne einseitige Ablehnungshaltung handelte und schrieb.

Johannes Trojan (1837–1915) berichtet in seinem Nachruf auf Stinde: „Auf dem Gebiet seines Wissens hatte er eine Spezialität, das war schwarze Magie, Gespensterglaube und Spiritismus. Allen Kunststücken, mit denen unsere modernen Zauberer umhergehen, hatte er auf den Grund gesehen und konnte sie ohne Mühe zum großen Gaudium derer, die ihm zusahen und zuhörten, in Gesellschaft vorführen.“ (Julius Stinde 1841-1905. Jubiläumsschrift zum 150. Geburtstag. Lensahn 1991, S. 68)

Gotthilf Weisstein (1852–1907) beschreibt in einem Bericht über Stindes Bibliothek die Schätze an Literatur zum Okkultismus und Spiritismus, die Stinde einst besessen hatte: „So sehen wir das seit einigen Jahrzehnten so reich beackerte Feld des Okkultismus in allen seinen Verzweigungen in den von Stinde hinterlassenen Büchern ganz besonders stark vertreten. Ein ganz vollständiges Exemplar der bekannten Zeitschrift „Sphinx“, wie es hier vorliegt, dürfte jetzt nur schwer zusammenzubringen sein, ebenso die lange Bändereihe von Scheibles „Kloster“, „Schaltjahr“, diesem bekannten dicken Kleinoktavbändchen, in denen der Stuttgarter Buchhändler J. Scheible die ganze Faust-, Hexen-, Teufels- und Aberglaubensliteratur vor einem Menschenalter aus allen seltenen Schriften und fliegenden Blättern neu abdrucken ließ. Hierzu gehört auch der „Schatzgräber“, Horst's Zauberbibliothek, die sechzehnbandige „Magie“ von Halle, das zwanzigbändige Werk von Wingleb über dasselbe Wissensgebiet.“ (Nationalzeitung, 58. Jg. (1905), 5. November, Morgenausgabe, 2. Beiblatt, S. 2.)

Auch in Stindes Familienkreis sind seine Neigungen und Ansichten offenbar geteilt worden. Seine Schwester Sophie Stinde war Leiterin des Münchener Hauptzweiges der Theosophischen Gesellschaft und engagierte sich seit 1904 in der anthroposophischen Bewegung von Rudolf Steiner und war an der Vorbereitung der Aufführungen der Mysteriendramen Rudolf Steiners von 1910 bis 1913 beteiligt und erarbeitete die Grundlagen für den Johannes-Bau in München und dessen Fortführung in dem ersten Goetheanum in Dornach.

All dieses ist ferne Vergangenheit und Stinde wird, wenn sein Name überhaupt noch bekannt ist, nur noch als der Verfasser humoristischer Romane über die Berliner Kleinbürgerfamilie Buchholz wahrgenommen. Die Erinnerung an seine vielfältige Wirksamkeit auf anderen Gebieten, seine aktive Einmischung in gesellschaftliche und geistige Auseinandersetzungen der damaligen Zeit, die Zeugnisse seiner Verbindungen mit anderen schöpferisch tätigen Zeitgenossen und ein großer Teil seiner gedruckten Hinterlassenschaften sind für die Nachwelt so gut wie verloren. Sie ruhen in den Archiven und Bibliotheken und in den inzwischen in großer Zahl im Internet verfügbaren alten Zeitungen, deren Inhalt zwar nun erreichbar, aber damit noch keineswegs erschlossen ist. Es bedarf einiger Anstrengungen und kleinteiliger Ermittlungsarbeit, um das Verborgene wieder zugänglich zu machen. Die vorliegende Sammlung zeigt einen kleinen Teil solcher ungehobenen Schätze, die es verdienen, aus der Vergessenheit hervorgeholt zu werden.

Alle Texte werden in der originalen Schreibweise wiedergegeben, nur offensichtliche Verschreibungen und Druckfehler wurden korrigiert, gelegentlich sind Fehlschreibungen durch [] markiert.

Der Spuk in Leipzig

Deutsches Motagsblatt 1978, 25. November, S. 5–6

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht ob ich
Oder die Andern verrückt sind.

Goethe

Andere Zeiten – andere Sitten. Früher spukte es in düsteren Gemäuern um die Mitternachtsstunde, heute treiben die Gespenster ihr Wesen am hellen Mittag auf einer deutschen Universität, und während in alten Zeiten von „denen unheimlichen Dingen“ nur mit Scheu gesprochen wurde, besitzt der moderne Spuk gegen vierzig Zeitschriften in der alten und neuen Welt, eifrige Verfechter im Gelehrtenstande und Hunderttausende von festgläubigen Bekennern unter den Laien.

Spiritisten nennen sich die Anhänger der neuen Lehre von dem Vorhandensein einer Geisterwelt, welche bereits, über die ganze Erde ausgebreitet, unzählige Vereine und Gesellschaften ins Leben gerufen hat, die sich die Förderung der neuen Bewegung zur Aufgabe gestellt haben und den Spiritismus für einen wahren Fortschritt der Menschheit erachten. Die Spiritisten behaupten in Wort und Schrift, die große weltbewegende Aufgabe des modernen Spiritismus sei die Wiederherstellung des, der Kulturmenschheit verloren gegangenen Bewußtseins ihres Zusammenhanges mit einem geistigen Universum, welches sich zu dem natürlichen Weltall verhält, wie die Ursache zur Wirkung, wie das Wesen zur Erscheinung. Als erstes Glaubensbekenntniß des Spiritismus wird der Satz aufgestellt: Nur durch die Wiedergeburt zum Bewußtsein ihrer idealen, weit über das Natürliche hinaus liegenden Bestimmung kann die im modernen Materialismus versinkende Menschheit gesunden. Das heißt mit dürren Worten: Durch die gewisse Überzeugung von der Fortdauer der Existenz nach dem Tode soll die Menschheit auf den Pfad der Tugend gegrault werden, etwa wie ein Kind mit dem schwarzen Mann zum Artigsein geängstigt wird.

Die persönliche Fortdauer nach dem Tode war bisher die Sache des Glaubens, der Spiritismus jedoch müht sich, faßbare Beweise für dieselbe beizubringen. Botschaften aus „dem unentdeckten Land, von dessen Mark kein Wanderer wiederkehrt,“ wie Hamlet in dem bekannten Monolog sich ausdrückt.

Woher aber Beweise nehmen?

Ein für allemal wäre das Vorhandensein einer Geisterwelt endgültig erwiesen, wenn eine abgeschiedene Seele erschiene, sich vor Zeugen inquiriren ließe und Alles von der räthselhaften Welt erzählte, was sie wüßte und die Fragenden zu wissen wünschen, allein da dies bis jetzt noch nicht der Fall gewesen ist, und nach den bisherigen Erfahrungen die Rückkehr der Geister in ihre alte Heimath mit unüberwindbaren Schwierigkeiten verknüpft zu sein scheint, dürfte die protokollarische Vernehmung eines Jenseitlers vorläufig noch etwas auf sich warten lassen. Nun aber ist der Spiritismus ein Kind der modernen Zeit – er datirt von den Rochester-Klopftönen, die vor etwa dreißig Jahren beobachtet wurden – und es wäre vorsündfluthlich, wollte man nicht auch auf diesem Gebiete von der Erscheinung auf das Wesen schließen, geradeso wie die Naturforscher es in ihrem Ressort machen. Der Spektral-Apparat zeigt uns die frauenhoferschen Linien, aus denen geschlossen wird, daß gewisse Stoffe, die auf der Erde vorkommen, ebenfalls auf der Sonne zu finden sind, wir brauchen keine Sonnensubstanz, um aus derselben das Natriummetall, Kalium u.s.w. zu isoliren, sondern die Linien des zerlegten Lichtstrahles sind eine Erscheinung, die uns ebenso deutlich das Wesen einzelner Bestandtheile der Sonne vor Augen führt, als wäre dem Gluthball nach den Regeln der Kunst eine handliche Probe entnommen. Ebenso wenig wie der Physiker und Chemiker eines Stückchen Sonne bedarf, um ihre Zusammensetzung zu erkunden, eben so wenig ist zum Nachweis des geistigen Universums die persönliche Vorstellung eines seiner Habitanten nothwendig. Der Spiritist läßt sich an Erscheinungen genügen – sogenannten Manifestationen aus der Welt des Übersinnlichen – und zieht aus denselben seine Schlüsse, wie der Chemiker aus den Reaktionen, wodurch der Spiritismus ein verzweifelt wissenschaftliches Ansehen gewinnt.

Im Übrigen verlangt der Spiritismus ja nur, daß was dem Einen recht, dem andern billig sei, und entwickelt von seinen Experimenten ausgehend, seine Anschauungen, ebenso wie der Naturforscher die von ihm angestellten Versuche erkenntnißtheoretisch verwerthet. Der Darwinianer konstruirt rückwärts aus Funden und Vergleichen den geschwänzten Urahn des Menschen, der Spiritist baut aus allerlei Phänomenen die Geisterwelt auf, beide gehen von Thatsachen zur Hypothese über und erheben die letztere, nachdem ihr etliche Zeit zum Ablagern gelassen wurde, zum Dogma, wie das so in der modernen Wissenschaft Usus ist.

Nun wird die Frage zu erörtern sein, ob denn die Spiritisten auch wirklich über Thatsachen verfügen, die stichhaltig genug sind, um Hypothesen aufzustellen, die jeder Erfahrung, der ganzen heutigen

Weltanschauung und allen Errungenschaften auf dem Gebiete der exakten Forschung geradezu widersprechen, und somit wären wir bei dem Kardinalpunkt unserer Untersuchung angelangt, die sich damit beschäftigt, die Ursachen zu ermitteln, welche eine Zeitströmung immer energischer in Bewegung bringen, für die wir, um uns gelinde auszudrücken, nur das Epitheton „unheimlich“ ausfindig machen konnten.

Die Spiritisten behaupten, sehr wohl im Besitze von Thatsachen zu sein – die kaum mehr zu übersehende spiritistische Literatur wimmelt voll Beobachtungen. Sie stellen dieselben den weltumgestaltenden Entdeckungen und Erfindungen der Neuzeit ebenbürtig zur Seite und verlangen, daß die neue „Geisterkunde“ zu einem abschließenden Zweige der Naturwissenschaft erhoben und entwickelt werde, und bieten den Naturforschern ihre Experimente zur Prüfung und Verarbeitung an. Wie nicht anders zu erwarten, lehnte ein Theil der Forscher diese Einladung ab, wogegen jedoch eine Reihe von hervorragenden Gelehrten in der That den unerwarteten Bund mit dem Spiritismus eingegangen ist. Hiervon giebt der Spuk in Leipzig auch für Deutschland den schlagendsten Beweis.

Man wird sich noch erinnern, daß Mr. Slade, das amerikanische Medium, nachdem die ihm attachirten Geister in Berlin nicht bloß in den Tischen geklopft, sondern sogar einen spiritistischen Verein zusammengetrommelt hatten, nach Leipzig ging, allwo er mit dem Professor der Astrophysik, Herrn Zöllner, Sitzungen hielt, deren Resultate der deutsche Gelehrte in dem ersten Bande seiner wissenschaftlichen Abhandlungen (Leipzig bei L. Staackmann) zum Theil veröffentlichte. Namentlich war es die Schürzung von vier Knoten in einem Faden ohne Ende, welche Veranlassung zur Annahme einer vierten Dimension gab und für das Werk thatsächlich existirender vierdimensionaler Wesen angesehen wurde, welche sich herabließen, durch gütige Vermittlung des Mediums, in der dritten Dimension, der wir anderen Sterblichen angehören, ihre Visitenkarte in Gestalt von Manifestationen abzugeben. Tischklopfen, Stuhlumwerfen, Schreiben auf der Schiefertafel waren solche Manifestationen, die zur Genüge bekannt sein dürften. Das Knotenexperiment ward in den englischen und amerikanischen spiritistischen Zeitschriften als the great Leipzig experiment mit ebenso großem Jubel begrüßt, wie die Entdeckung der beiden Marsmonde in der wissenschaftlichen Welt, so daß Leipzig bei den Spiritisten einen außerordentlich guten Klang hat. Damals versprach Zöllner mit noch bedeutungsvolleren Beobachtungen herauszurücken und indem er den zweiten 1192 Seiten starken Band seiner wissenschaftlichen Abhandlungen in demselben Verlage erscheinen ließ, löste er sein gegebenes Wort ein. In der That hat das great Leipzig experiment seinen bisherigen ersten Platz verlassen müssen, um noch größerem Spuk zu weichen; auf die Einzelheiten werden wir in einem späteren Artikel zurückkommen, da uns vorläufig daran liegt, die Aufmerksamkeit auf die dem Gelehrtenstande angehörenden Männer hinzulenken, deren Namen als Flaggen auf dem Fahrzeuge flattern, das vom Spiritismus gechartert wird. Professor Zöllner war nicht der einzige Leipziger Gelehrte, der sich mit den Manifestationen aus der Geisterwelt, während der Anwesenheit Slades beschäftigte, Wilhelm Weber, der berühmte Physiker, dem die Wissenschaft das Gesetz von der gegenseitigen Anziehung elektrischer Massen verdankt, Professor Fechner der Physiker und Naturphilosoph, Professor Braune, Professor Scheibner, Geheimrath Professor Thiersch, Geheimrath Professor C. Ludwig und Professor Mundt nahmen Theil an den spiritistischen Sitzungen und waren hin und wieder Zeugen der Experimente, welche zum Aufbau der Kirche des Spiritismus dienen. In ihrer Gegenwart schrieben die Spirits auf Tafeln, warfen mit Messern, klingelten mit Glocken, rissen einen Bettschirm auseinander und machten eine Stricknadel, die Professor Weber selbst auswählte und auf ihren unmagnetischen Zustand prüfte, in vier Minuten magnetisch – jedoch nur an einem Ende. Die Nadel, welche nur einen Pol und zwar einen Südpol besitzt, wird noch heute von Professor Zöllner aufbewahrt und ist nach allen Erfahrungen auf dem Gebiete des Magnetismus ein Unding.

Wenn wir hören, daß Hinz oder Kunz eine Wahrnehmung gemacht hat, die sich mit den bekannten Naturgesetzen nicht zusammenreimt, so sagen wir, die Beobachtung war eine falsche, die geehrten Herren müssen sich geirrt haben, wenn aber in Gegenwart W. Webers, eines unserer ersten Elektriker, ein magnetisches Monstrum zu Stande kommt, so nimmt die Sache ein ganz anderes Gepräge an, denn wenn auch der blinde Autoritätsglaube von Übel ist, so beruht doch das wissenschaftliche Leben zum großen Theil auf dem Vertrauen und dem Glauben, das Autoritäten entgegengetragen wird, da die Beobachtungen des einen Forschers Faktoren sind, mit denen der andere operirt, ohne sie jedesmal in ihrem ganzen Umfange zu wiederholen. In Leipzig war eine stattliche Reihe von Autoritäten Zeuge der wunderlichen Erscheinungen, welche in der Gegenwart des Mediums Mr. Slade geäußert wurden; der Spuk ist daher in gewissem Sinne inaugurirt worden, wenn auch die oben citirten hervorragenden Männer der Wissenschaft kein Urtheil über die Ursachen der Erscheinungen abgegeben haben und der Spuk noch keiner Fakultät eingereicht worden ist. Die Thatsache aber steht fest, daß es in Leipzig am hellen Tage

spukte und berühmte deutsche Gelehrte Akt davon nahmen. Den Ausdruck Spuk glaube ich unbeanstandet anwenden zu dürfen, da er gut deutsch ist und wie die Handbücher aussagen, ein Schreckbild bedeutet, das sich namentlich mit Lärm und Gepolter ankündigt und Lärmen und Tosen, Klopfen und Poltern Hauptmerkmale von der Anwesenheit der Spirits sind.

Es spukt aber nicht allein in Deutschland; Amerika und England, sowie Rußland haben auch ihr Theil davon. Als in England ein Porzeß gegen Mr. Slade angestrengt wurde, der jedoch mit seiner Freisprechung endigte, trat Professor Alfred Russel Wallace, der berühmte Naturforscher und Mitbegründer der Selektionstheorie öffentlich in der Times (19. September 1896) für den Verklagten ein, zumal ihm (Wallace) von Professor Lankaster der Vorwurf gemacht worden war, die Verhandlungen der British Association durch die Einführung des Spiritismus erniedrigt zu haben. Wallace stützt sich wiederum auf das Zeugniß von Lord Raleigh, Professor Crookes, Dr. Carpenter und Oberst Lane Fox und sagte vor Gericht aus, daß er seit 11 Jahren im Spiritismus forsche. Mr. Algernon Joy, Mitglied des Instituts der Civilingenieure, interessirt sich seit 15 Jahren für den Spiritismus und vertheidigt Slade ebenfalls wie Dr. C. Carte-Blake, Lektor der vergleichenden Anatomie am Westminster-Hospital zu London. Lane Fox, Präsident des Anthropologischen Instituts zu London, erklärt in der Times über den Spiritismus: „Die Schicklichkeit der Erforschung dieses Gegenstandes scheint während der neulichen Diskussion zu Glasgow völlig erwiesen worden zu sein“. In Rußland schrieben die Geister dem Großfürsten auf eine Tafel, die dieser ganz allein hielt, in Gegenwart von Slade und Buttlerow, Professor der Chemie und Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Ich glaube hiermit so ziemlich die hervorragenden Vertreter der Wissenschaften genannt zu haben, welche sich mit dem Spuke beschäftigten und zum Theil Anhänger desselben sind, ihre Autorität ist es, auf welche sich die Thatsachen stützen, mit denen die Spiritisten das Vorhandensein des geistigen Universums und die Fortdauer nach dem Tode zu beweisen trachten, gleichzeitig zeigt diese Liste aber auch, daß der Spiritismus nicht von Abenteurern und hysterischen Weibern in Szene gesetzt wird, sondern sich der klarsten Köpfe bemächtigt hat, die ihm ein Relief verleihen, das dem Laien imponiren muß. Die Theilnahme solcher Männer an dem Spuk erklärt daher die mächtige Ausbreitung des Spiritismus in allen Ländern, wozu noch kommt, daß die materialistische Richtung unserer Zeit, die dem menschlichen Gemüthe so viel nimmt und so wenig bietet, ohne es zu beabsichtigen, der neuen Richtung die Wege ebnet. Der Glaube an das Übersinnliche fällt, Hohn und Spott untergraben ihn, an seine Stelle tritt die Erkenntniß des Übersinnlichen, die wissenschaftliche Methode – die Transscendental-Physik, es fragt sich, ob dieser Ersatz gute Früchte zeitigen wird.

Er ist also da, der Spiritismus und läßt sich nicht ableugnen, ein wunderlicher Zug in der Physiognomie unerer Zeit, dem früher oder später Rechnung getragen werden muß, da er das geistige Leben der Nationen beeinflussen wird, wenn seine Anhängerschaft in derselben Progression wächst, wie bisher. Das Ignoriren nützt nichts mehr, ebenso wenig wie eine Krankheit sich verleugnen läßt, sobald ihre Symptome überhand nehmen. Man hat die Spiritisten Betrogene genannt, sie aber führen die Gelehrten in die erste Schlachtreihe, man hat Zöllner für geistig leidend erklärt, allein ein Mann, der die Frage aufwirft: „Wie war es möglich, daß Nobiling auf Grund einer Abhandlung, die zu schlecht für die Aufnahme in eine statistische Zeitschrift war, auf einer deutschen Universität den Doktorgrad erlangen konnte?“ spricht für sehr gesunde Anschauungen.

Während in Rußland die Nihilisten den Boden unterwühlen, schreiben die Spirits auf die Tafel des Großfürsten, während die Wissenschaft mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts schreitet, und Du Bois Reymond in seinem Kölner Vortrage vom Forscher sagt: „Kühn auf dieser Höhe des Pyrrhonismus (Zweifelsucht), verschmäht er die Leere, die um ihn gähnt, mit Gebilden seiner Phantasie auszufüllen und blickt furchtlos in das unbarmherzige Getriebe der entgötterten Natur,“ bevölkert der Spiritismus das geistige Universum mit Spukgeistern und schafft sich nach dem Vorbilde wissenschaftlicher Methode jene Furcht, die nach Hamlet – den Willen irrt – , die Furcht vor dem Etwas nach dem Tode. In der That – es spukt.

Geisterkunde und Wissenschaft.

(Hundert Jahre nach Mesmer und Cagliostro)
Deutsches Montagsblatt, 16. Dezember 1878, S. 4–5

Du hast das Gepolter noch nicht
Und das Donnergekrach mir
erkläret.
Aristophanes, Wolken.

Ebenso neu wie das Wort „Transzendental-Physik“, ebenso jung ist auch die Denk- und Experimentir-Wirtschaft, welche es bezeichnen soll, jene Lehre vom Sinnlich-Übersinnlichen, die mit Klopftönen in Whistischen anfängt, um bei den letzten Fragen zu endigen und sich allen Ernstes der Hoffnung hingiebt, auf Grund ineinander verschlungener Holzringe, tönender Handschellen, Naturselbstdrucken von Geisterhänden in Mehlschüsseln u. s. w. die wahre Wissenschaft zu bilden und sich „zu einem herrlichen Baum von nie geahnter Größe zu entwickeln, der mit seinen Zweigen eine erlöste Welt beschatten wird.“

Die Transzendental-Physik – Professor Immanuel Hermann v. Fichte erfand den Namen, während Professor Zöllner seinen Pflichten als Gevatter der neugeborenen Disziplin auf das Eifrigste nachkommt – unterscheidet sich, so weit mein beschränktes Auffassungsvermögen mir gestattet, den Mysterien der neuen Lehre zu folgen, von der Metaphysik dadurch, daß sie nicht bloß deduktiv, sondern auch induktiv zu Werke geht. Wenn nach Kant die Metaphysik die Wissenschaft ist, „von der Erkenntniß des Sinnlichen zu der des Übersinnlichen durch die Vernunft fortzuschreiten“, mithin durch reines Denken Aufschlüsse über die letzten Prinzipien des Zusammenhanges der Welt zu gewinnen, so stellt sich die Transscendental-Physik die Aufgabe, auf dem Wege des Experimentes zur Erkenntniß des Übersinnlichen zu gelangen.

Da nun die Experimental-Physik bis jetzt kein Material lieferte, welches zur theoretischen Ableitung des Übersinnlichen benutzt werden konnte, sondern die rein mechanische Anschauung der Natur von Tage zu Tage eine weitere Ausdehnung erfährt, müssen die empirischen Elemente der Transscendental-Physik ganz andere sein, als die der gewöhnlichen Physik und so sind sie denn auch in der That, sintemal und alldieweil Erstere die von der Letzteren aufgestellten Gesetze der in der unbelebten Natur vorkommenden Erscheinungen umzustoßen versucht. Wie dies geschieht, wird nun an einigen Beispielen zu zeigen sein, die wir den wissenschaftlichen Abhandlungen von F. Zöllner entnehmen (Leipzig, Staackmann), auf die wir den Leser verweisen, der für die vielen dort mitgetheilten Details Interesse hat, die hier zunächst aus räumlichen Gründen unbenutzt bleiben müssen.

Zuvor ist jedoch zu bemerken, daß, während in der gewöhnlichen Experimentalphysik die Erscheinungen unter gleichen Bedingungen nach Belieben wiederholt werden können, die Experimente der Transscendental-Physik nur in Gegenwart eines Mediums gelingen, und ferner selbst das kräftigste Medium nicht im Stande ist, die Phänomene nach seinem Willen oder nach Regeln und Gesetzen zu produziren, so daß dieselben sich von vornherein schon als außergewöhnlich dokumentiren, da Niemand Medium lernen kann. Im Gegentheil, der Auserwählte erhält die hohe Kraft nach dem Rezept der Hexe im Faust: Wer nicht denkt, dem wird sie geschenkt, er hat sie ohne Sorgen.

Die Physik lehrt uns, daß die Quantität der Materie unveränderlich sei, – „der Stoff ist ewig“, erklärte selbst Most seinen Zuhörern, als unumstößliches Resultat der wissenschaftlichen Forschung, – die Transscendental-Physik ist jedoch entgegengesetzter Ansicht, indem sie sich auf folgendes Experiment stützt.

Am 6. Mai Vormittags 11¼ Uhr hielt Professor Zöllner eine transscendentalphysikalische Sitzung mit Mr. Slade, dem Medium bei hellem Sonnenschein. Sie nahmen wie gewöhnlich an einem Spieltische Platz, während ein kleiner runder Tisch aus Birkenholz im Gewichte von 4,5 Kilo in der Nähe desselben stand. „Es mochte etwa eine Minute verstrichen sein,“ – erzählt Zöllner, „nachdem Slade und ich uns niedergesetzt und unsere Hände gemeinsam übereinandergelegt hatten, als der runde Tisch langsame Schwankungen machte, was wir beide deutlich an der über der Platte des Spieltisches hervorragenden runden Tischplatte erkennen konnten, während der untere Theil des Tisches durch die Platte des Spieltisches meinen Blicken entzogen war.“ Die Bewegungen wurden bald größer, und indem sich der ganze Tisch dem Spieltisch näherte, legte er sich, die drei Füße mir zugekehrt, unter den Spieltisch. Ich und, wie es schien, auch Herr Slade, wußten nicht, in welcher Weise sich die Erscheinungen weiter entwickeln würden, da sich während des darauf verfließenden Zeitraumes von einer Minute gar nichts ereignete. Slade war eben im Begriff seine Tafel mit Schieferstift zu Hilfe zu nehmen, um seine „Spirits“ zu fragen, ob wir noch etwas zu erwarten hätten, als ich die Lage des, wie ich vermuthete, unter dem Spieltische liegenden runden Tisches näher in Augenschein nehmen wollte. Zu meiner und Slade's größter Überraschung fanden wir jedoch den Raum unter dem Spieltische vollkommen leer, und auch im ganzen

übrigen Zimmer vermochten wir den noch eine Minute zuvor für unsere Sinne vorhandenen Tisch nicht mehr aufzufinden.“

Der Tisch war fort. Die beiden Herren setzten sich wieder; nach fünf bis sechs Minuten Sitzung erblickt Slade Lichterscheinungen in der Luft, die Zöllner jedoch nicht wahrnimmt. Hierauf wendet Zöllner, den ängstlichen Blicken Slades folgend, seine Augen nach der Decke des Zimmers hinter seinem Rücken und bemerkt plötzlich in einer Höhe von etwa fünf Fuß den bisher verschwundenen Tisch mit nach oben gerichteten Beinen in der Luft sehr schnell auf die Platte des Spieltisches herabschweben. „Obschon wir unwillkürlich“ – schreibt Zöllner – „mit unseren Köpfen seitwärts auswichen, Slade zur Rechten und ich zur Linken, so wurden wir dennoch Beide, bevor der runde Tisch auf der Platte des Spieltisches sich niedergelegt hatte, so heftig an die Seite des Kopfes gestoßen, daß ich den Schmerz an meiner linken Kopfseite noch volle vier Stunden nach diesem Ereignisse empfand.“

Wo war dieser Tisch gewesen, der so unhöflich wieder erschien? Der oben erwähnte Tisch muß doch irgendwo existiert haben, oder waren 4,5 Kilo Materie, aus welcher der Tisch bestand, verschwunden? Das transscendentalphysikalische Experiment widerlegt die Lehre von der Unveränderlichkeit der Quantität des Stoffes, die Vernunft aber behauptet die Beharrlichkeit der Substanz und somit wird die Aufgabe gestellt, diesen Widerspruch zwischen Verstand und Vernunft zu lösen. Zöllner sagt, diese Aufgabe kann durch die Annahme einer vierten Dimension des Raumes sehr einfach gelöst werden.

Also: entweder der physikalische Lehrsatz, daß die Quantität der Materie unveränderlich sei, hat keine Gültigkeit, oder er ist gültig bei erweiterter Raumanschauung, bei Annahme der vierten Dimension. Diese vierte Dimension ist für uns arme Erdgeschöpfe, die wir nur die Abmessung des Raumes in Höhe, Breite und Länge (Tiefe) begreifen können, völlig unbegreiflich und etwas Übersinnliches. Die Transscendental-Physik sucht jedoch ihre wirkliche Existenz zu erhärten und der verschwindende Tisch hat in ihren Augen eine ähnliche Beweiskraft für die vierte Dimension, wie die Polarisations-Erscheinungen des Lichtes für den Äther, der genau genommen ja nur ein gedachter Stoff ist. Die Annahme einer vierten Dimension darf jedoch nicht als eine Neuheit der letzten Jahre angesehen werden, sondern schon Kant, Riemann, Gauß und andere hervorragende Denker haben sich mit derselben theoretisch beschäftigt. – Gauß, der große Mathematiker, äußert sich: „Wir können uns etwa in Wesen hineindenken, die sich nur zweier Dimensionen bewußt sind, höher über uns stehende würden vielleicht auf uns herabblicken,“ und in seinem Vortrag über den Ursprung und Bedeutung der geometrischen Axiome zieht auch Helmholtz die Annahme von Wesen unterschiedlicher Dimensionen in seine Spekulationen. Nun aber kommt die Transscendentalphysik und will experimentell beweisen, was sonst nur als Gedachtes behandelt wurde.

Der verschwindende Tisch, die vier Knoten in einem Faden ohne Ende, welche nach Dr. Nichols Behauptung kein „sterblicher Mensch“ geknüpft haben konnte, und von allen Physikern und Taschenspielern Europas nicht unter denselben Bedingungen wieder aufgelöst werden können, sind nur zwei Experimente, welche, indem sie einen anerkannten Lehrsatz umstoßen, für die reale Existenz der vierten Dimension beweiskräftig sein sollen, die Ringprobe oder das „permanente Wunder“ stellt einem zweiten Lehrsatz ein Bein. In einer zu London abgehaltenen Dunkelsitzung, an welcher die vier Medien Williams, Rita, Herr und Frau Herne, sowie die Beobachter Herr Giggis und Reimers theilnahmen, wurden ein fester Ring von Elfenbein und ein fester Ring von Holz, ohne Aufhebung ihres Zusammenhangs durch Spirits verkettet. Der Lehrsatz von der Undruchdringlichkeit der Körper sagt aus, daß kein Körper freiwillig den Raum verläßt, den er einnimmt, noch einem anderen Körper gestattet, in diesen Raum einzudringen, bevor er ihn verlassen hat, welche Eigenschaft als Undruchdringlichkeit bezeichnet wird. Da aber an den beiden Ringen aus verschiedener Substanz, nach ihrer Vereinigung keine Bruchstelle zu entdecken war, so mußte – nach der Anschauung der neuen Physik – ein Körper den andern während des Durchganges durchdrungen haben und zwar unter Beihülfe von Kräften, die aus der vierten Dimension in unsere dritte hineinspielen. Nach Zöllner stellen zwei solche in einander gekettete Ringe ein Wunder dar, d. h. eine Erscheinung, die wir auf Grund unserer bisherigen Vorstellungen vom Zustandekommen physikalischer und organischer Prozesse absolut unfähig sind, zu erklären. Da die Ringe in dem verketteten Zustande bleiben, ist dies Wunder ein permanentes und somit wäre denn die Undurchdringlichkeit der Materie transscendentalphysikalisch abgethan. Zur Erklärung des Wunders sind, wie eben gesagt, erweiterte Vorstellungen nothwendig, wir müssen die Naturgesetze, welche bis jetzt noch unverstanden sind und nach Zöllner über den spiritistischen Erscheinungen walten, aufsuchen, und so muß denn übel oder nicht die „Vierte“ wieder heran.

Da „sterbliche Menschen“ die Knoten weder knüpften, noch die Ringe in einander hängen konnten, so sind wohl unsterbliche Geschöpfe die Wunderthäter gewesen oder vierdimensionale Wesen, welche in die dritte Dimension hineinragten und die auch nicht verschmähten, sich bemerkbar zu machen. Es saßen Professor Zöllner, Slade, Professor W. Weber und Professor Scheibner in Leipzig am Spieltisch und

experimentierten. Professor Scheibner und Slade hielten gemeinschaftlich eine Tafel unter den Tisch, damit die Geister schreiben möchten. Die Spirits thaten aber ganz etwas anderes, als schreiben – sie feuchteten sowohl die Hände, als auch die Tafel mit einer leider chemisch nicht näher untersuchten Flüssigkeit an. „Während wir uns noch Rechenschaft zu geben suchten, auf welche denkbare Weise diese Befeuchtung stattgefunden haben könnte“, berichtet Zöllner Seite 337: „und alle Hände auf dem Tische sich befanden, erschien plötzlich dicht vor W. Weber und uns allen sichtbar, eine kleine rothbraune Hand an dem Tischrande, die sich lebhaft bewegte und nach zwei Sekunden wieder verschwand“. Solche Hände sind fast regelmäßig bei allen Sitzungen wahrgenommen und, wie man mir mündlich versicherte, auch in Berlin gesehen worden, und, wie Zöllner sagt, nicht aus Guttapercha hergestellt. Bei einer folgenden Sitzung hatte der Eigenthümer der Hand die Güte, seine Vorderextremität in eine mit Mehl angefüllte Schüssel, die unter den Tisch gestellt war, genau abzudrücken und mit der eingestäubten Hand Herrn Professor Zöllner an das rechte Knie zu fassen, so daß der Mehlabdruck einer großen mächtigen Hand auf dem Beinkleid haften blieb. Später drückten die Spirits ihre Füße auf Papier ab, das mit Lampenruß überzogen war, in einer geschlossenen Doppeltafel sogar den rechten und den linken Fuß. Der Abdruck rührte nach dem Urtheile des Herrn Geheimrath Thiersch von einem Männerfuße her, der durch Schuhwerk stark eingeschnürt war, so daß eine Zehe über zwei benachbarte gedrückt wurde und nur vier Zehen beim Aufsetzen des Fußes die berußte Platte berührten.

Wie aber kam das fußabdrückende Wesen in die geschlossene Doppeltafel, die auf Zöllners Schoß lag, während Kette gebildet wurde? – Woher? – Natürlich aus der vierten Dimension. Führen wir die eigenen Worte Zöllners an: „Diese Tafel schloß ich – (es war eine Doppeltafel) und bemerkte zu Herrn Slade, daß wenn meine Theorie von der Existenz intelligenter vierdimensionaler Wesen in der Natur begründet sei, es für dieselben ein Leichtes sein müßte, die bisher nur auf offenen Tafeln erzeugten Fußabdrücke auch im Innern der verschlossenen Tafeln herzustellen. Slade lachte und meinte, daß dies absolut unmöglich sein werde; selbst seine Spirits, welche er befragte, schienen anfangs über diesen Vorschlag sehr betroffen, antworteten aber schließlich doch mit der stereotypen vorsichtigen Antwort auf der Schiefertafel: We will try it, wir wollen es versuchen.“ – Die Spirits traten jedoch kräftig, und somit wäre die Zöllner'sche Theorie von den vierdimensionalen Wesen weiß auf schwarz mit Händen und Füßen bestätigt.

Ich denke, diese bescheidene Blütenlese aus dem reichen Schatze transscendental-physikalischer Experimente genügt, so daß ich das tanzende Bett, den mit Gekrach auseinandergerissenen Bettschirm, die auch in Professor Scheibner's Händen in umgekehrter Haltung spielende Ziehharmonika, das Ringexperiment, die beim Geisterknoten sengerich riechende Wursthaut u.s.w. *) nicht näher zu erörtern nöthig habe, sie reichen aus, um annähernd ein Bild von der induktiven und deduktiven Seite der Transscendental-Physik zu geben. Die Experimente stehen im Widerspruch mit den bisherigen physikalischen Anschauungen und finden ihre Erklärung mehr oder minder durch die Annahme einer vierten Dimension und sinnlich-übersinnlicher Wesen. Und diese Wesen selbst, sie haben Hände und Füße, tragen enges Fußzeug – vielleicht aus Eitelkeit, vielleicht aus Unzulänglichkeit der vierdimensionalen Schuster – sind im Besitz von Flüssigkeit, mit der sie Tafeln und Hände befeuchten, spielen Ziehharmonika und haben, nach ihren Schreibereien zu schließen, keine guten Volksschulen im Lande Vierdimensionalen. Sie werfen Stühle um, reißen einen Bettschirm auseinander, wozu nach Zöllners Berechnung eine Zugkraft von 198 Centnern oder zwei Pferde erforderlich wären und entschuldigen sich nachher auf der Tafel: „Es war nicht unsere Absicht euch zu kränken, entschuldigt das Vorgfallene.“ – Wer aber bezahlt das ruinirte Stück Hausinventar?

Und an solchem Unfug nehmen Männer der Wissenschaft Theil, deren bisherige Leistungen groß und glänzend dastehen, sie finden eine Befriedigung darin, ein mit wahren Rüpel bevölkertes geistiges Universum zu entdecken und auf Kosten einer unbegreiflichen vierten Dimension die Grundlehren der Physik über den Haufen zu rennen. Wer erklärt dieses psychologische Räthsel?

Gar seltsam aber nimmt sich diese Richtung der modernen mechanischen Weltanschauung gegenüber aus, die auch die Seelenthätigkeit auf physikalische oder chemische, jedenfalls auf rein mechanische Ursachen zurückführt, der sogar das Wort Psyche anfängt fremd zu werden. Die Monisten, namentlich die Anhänger Haeckels, verachten alles Übersinnliche gründlichst und suchen die Welt mit Allem, was darin ist, rein mechanisch zu erklären, die Transscendental-Physiker dagegen schwelgen im Übersinnlichen und suchen eine Geisterwelt zu erweisen, so daß größere Kontraste kaum eronnen werden können.

Wir haben in dem vorhergehenden Artikel uns bemüht zu zeigen, wie der Spiritismus Halt in der Bethheiligung von namhaften Männern und graduirten Gelehrten findet; in dem vorliegenden Aufsatz gingen wir auf die Methode der sinnlich-übersinnlichen Forschung ein, die als erlösende, neue, wahre Wissenschaft verkündet wird. Was soll das Volk anfangen, dem von der einen Seite gelehrt wird, daß der Mensch die Summe von Anpassung und Vererbung, ein mechanisches Produkt sei, während ihm auf der

anderen Seite die vierte Dimension in Aussicht gestellt wird, in der menschenartige Wesen, vielleicht die abgeschiedenen Seelen sich befinden? Soll es sich dem Materialismus in die Arme werfen, der den Nihilismus mit all' seinem Unheil gebiert, oder sich dem Mystizismus ergeben, den die Transscendental-Physik vorbereitet? Das sind Fragen, welche sich bei der Betrachtung des Thatsächlichen ergeben, deren Lösung jedoch der Zeit überlassen bleiben muß, wenn nicht das neulich in Holland ausgeübte Verfahren eine rasche Klärung bewirken sollte. Es saßen da gläubige Spiritisten mit etlichen Medien, worunter der obengenannte Rita, im Dunkeln, als Geisterschritte gehört wurden. Ein handfester Holländer ergreift den Geist, es entsteht eine solenne Holzerei und als Licht gebracht wird, ergiebt sich, daß die Medien die Durchwalkten waren. Man fand bei ihnen falsche Bärte, Mousselinstreifen, Schnüre, und Phosphoröl zur Erzeugung des Geisterlichtes und allerlei schändliche dreidimensionale Dinge mehr, womit der Spuk ein schmachvolles Ende nahm. Wir empfehlen diese Untersuchungsmethode – selbstredend mutatis mutandis – allen Transscendental-Physikern, die, wenn sie auch gerade keinen wissenschaftlichen Charakter trägt, doch zu praktischen Resultaten führen und den spiritistischen Ausschreitungen, in unserer sogenannten aufgeklärten Zeit einen Damm setzen dürfte.

*) Von Herrn Prof. Zöllner geht mir soeben ein Schreiben zu, in welchem derselbe ein Mißverständniß in Bezug auf die einpolige Stecknadel berichtigt zu sehen wünscht. Die Nadel besitzt in den benachbarten Theilen des Südpols genau die dem Südmagnetismus entsprechende Quantität von Nordmagnetismus und kann durch Streichen des einen Endes der langen Nadel mit einem schwachen Magneten jederzeit hergestellt werden. Wir geben diese Berichtigung um so lieber, als ein spiritistisches Wunder weniger, ein Schritt mehr zur Besonnenheit ist.

Wahrsager und Zeichendeuter

Berliner Tageblatt, 13. Februar 1880, S. 1

Als Saul, der Sohn Kis, König in Israel geworden war, vertrieb er die Wahrsager und Zeichendeuter. Allein, wie uns die Überlieferung meldet, war die Reinigung des Landes von den Priestern und Priesterinnen des Aberglaubens keine durchgreifende, denn als Saul sich nicht mehr zu rathen wußte, ging er selbst nach Endor zu einem Weibe, das einen Wahrsagergeist hatte. Nach dem Gebote Mosis, „die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen“, wurden die Magier und Magierinnen mit dem Tode bestraft. Allein trotz des strengen Verbotes, welches zur Zeit der Hexenprozesse wieder in seiner ganzen Schauerlichkeit geltend gemacht wurde, war es unmöglich, dem Wahrsagen und Zaubern ein für alle Mal ein Ende zu machen. Mittlerweile ist die Erde älter geworden und die auf ihrer erkaltenden Rinde wohnende Menschheit hat den Schatz des Wissens gemehrt, von Geschlecht zu Geschlecht nahm die Erkenntniß zu und die königlichen Naturwissenschaften versuchten, wie einst Saul, der Sohn Kis mit Gewalt durch die helle Fackel der Aufklärung den finstern Aberglauben der Wahrsagerei und Zeichendeuterei zu verscheuchen. Es ist ihnen jedoch nicht gelungen, im Gegentheil: noch vor Kurzem wurde ein Verbot gegen das Wahrsagen und Kartenschlagen erlassen, um einen Unfug zu beschränken, dessen Opfer im mildesten Falle Leichtgläubige sind, wenn das Gewerbe des Wahrsagens nicht gleichzeitig als Deckmantel verruchten Treibens dient, dessen Verfolgung die Aufgabe der Kriminal-Polizei ist.

Von welcher Seite man auch das Kartenschlagen betrachten mag, es ist und bleibt ein abergläubisches Thun, von dem sich jeder freidenkende Mensch wie von jeglichem anderen Aberglauben abwendet; merkwürdiger Weise giebt es jedoch Leute in unserer sogenannten aufgeklärten Zeit, welche nicht nur dem Aberglauben das Wort reden, sondern ihn auf Kosten der modernen Wissenschaft als das einzige Mittel zur geistigen und moralischen Wiedergeburt des Menschengeschlechts anpreisen. Ein solcher Verfechter des Aberglaubens ist Herr Dr. Eduard Löwenthal, der in der amüsanten Zeitschrift „Licht, mehr Licht“, welche als Organ der deutschen Spiritisten die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Klopfgesister und verwandter Fächer bringt, unter anderen Lehren der Weisheit wörtlich Folgendes sagt: „Es ist Zeit die gedankengymnastischen Werke der spekulativen Systemvirtuosen sowohl – weniger ausgenommen – wie auch die der physikalischen Spektralanalytiker und der physiologischen Mikroskopiker beiseite zu setzen und nach den unfruchtbaren Haarspaltereien derselben einmal dem historisch-pragmatischen Fundamente des sogenannten Aberglaubens, also dem Reiche der Wunder in wirklich wissenschaftlicher Weise näher zu treten.“ Das heißt mit anderen Worten: Fort mit den Naturwissenschaften – Platz für das Wunder!

Die wissenschaftliche (?) Behandlung des Wunders stellt sich Herr Dr. Ed. Löwenthal in der Weise vor, daß Geister-Erscheinungen, Träume, Ahnungen, Klopföne, überhaupt alle Arten von Erscheinungen, die wir im gewöhnlichen Leben „Spuk“ nennen, genau beobachtet und aufgezeichnet und statistisch geordnet werden. Der Herr Dr. Löwenthal beabsichtigt im Verein mit anderen Interessenten eine Centralstelle für thaumatologische Forschungen (Erforschung des Wunderbaren) ins Leben zu rufen, die dergleichen Feststellungen und Aufzeichnungen in einem besonderen Organe sich zur Aufgabe machen wird.

Während früher die Spukgeschichten in den Spinnstuben willkommenes Material zum Gruseln waren, sollen sie nunmehr im Gewande der Statistik die Wissenschaft verdrängen. Die Spektralanalyse, welche uns die wichtigsten Aufschlüsse über die Beschaffenheit vieler Himmelskörper gab, wird abgesetzt, um den tanzenden Tischen und den Schreibmedien den Vorrang zu lassen. Welche Absurditäten diese Art von Forschung zu Tage fördert, wird daraus ersichtlich, daß es dem Baron Badön von Way gelang (!), den Geist Alexander von Humboldts zu zitiren und ihn zeichnen zu lassen. Humboldt hatte denn auch die Gewogenheit, eine Katze und einen „wachsamen Mops“ aus dem Planeten Merkur zu zeichnen. Der Mops, welcher nach Humboldts Aussage, mit seiner „dicken, langen Zunge das rohe Fleisch zermalmt“ erscheint jedoch, trotz der Behauptung, daß an diesen mediumistischen Zeichnungen kein Strichlein oder Härlein zu viel oder zu wenig sei, wie die gelungene Abbildung eines grobhäufigen Scheuerwisches. Die Hyäne, der wilde Mensch, der Hase und der böse fliegende Drache – sämtlich vom Merkur, welche Humboldts Geist ebenfalls conterfeite, sind leider nicht im Druck vervielfältigt worden, allein wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, ihnen in dem angekündigten Organ zu begegnen und ihre liebenswerthe Bekanntschaft zu machen.

Die neue Wissenschaft zieht ferner Alles in den Kreis ihrer Forschung, was nur irgendwie im Geruch des Wunders steht, und da es sich nach Dr. Löwenthals Meinung bei dem Weissagen aus den Karten um medianimistische Mittheilungen handelt, wünscht er, daß das Kartenschlagen besser beobachtet und kontrollirt werde, als es bisher geschehen. Wir dürfen uns daher an der Zukunfts-Universität einen Lehrstuhl der Kartenschlägerei denken. Mikroskop und Spektroskop stehen von Spinnweben überzogen auf der Rumpelkammer, die Retorten des Chemikers sind zerschellt, Waage und Maß ein Spielzeug für Kinder geworden, aber auf dem Katheder sitzt die ordentliche Professorin Frau Friederike Bohmhammel und – legt Karten,

Traurige Zeit, die noch hinter jener zurückbleibt, in der Saul der Sohn Kis König in Israel wurde und die Zeichendeuter und Wahrsager aus dem Lande jagte!

Wenn man sich mit Spiritisten einläßt.

Berliner Tageblatt, 16 März 1880, Abendausgabe, S. 1

Wenn man sich mit Spiritisten einläßt, wird man unwillkürlich in allerlei sonderbare Debatten hineingezogen, und so kann denn auch ich die Lektüre des dritten Bandes der „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ von Professor Zöllner – „Die transcendente Physik und die sogenannte Philosophie“ – nicht abschließen, ohne meinerseits eine kleine Glosse anzubringen. Dieselbe ist aber sehr unverfänglicher Natur, ist viel harmloser als die gepfefferten Glossen, mit denen Professor Zöllner seine Betrachtungen über Zeit und Zeitrichtungen zu würzen liebt und kann insofern schon allein darthun, daß wir spirititosen Wilden doch eigentlich bessere Menschen sind.

Also einer der letzten Abschnitte des Zöllnerschen dritten Bandes ist einer Auseinandersetzung mit dem Konsistorialrath und Professor der Theologie Dr. Luthardt in Leipzig gewidmet. Dieser glaubt ebenso wie Zöllner davon ausgehen zu müssen, daß die spirititischen Thatsachen zur Erklärung nothwendig der Annahme von „geistigen intelligenten Mächten, die im Hintergrunde stehen und wirksam sind“, bedürfen, – fügt dann aber zur geringen Erbauung von Prof. Zöllner, wörtlich hinzu: Wenn dem aber so ist, so hört nach meinem theologischen Urtheil hier das Recht weiterer Beschäftigung hiermit auf, denn nach der heiligen Schrift ist es meines Erachtens unfraglich, daß, wenn hier Geister walten, diese mit einem dunklen Reich dämonischer Wesen in Verbindung stehen, mit dem in Verbindung zu treten uns nicht verstatet ist, sondern die Seele gefährdet! . . . Diese Seelengefährdung will Prof. Zöllner nun gar nicht in den Sinn. Er sucht sie durch einen langen, sehr gelehrten Excurs zu widerlegen, dem ich als Laie in der Theologie und im Spiritismus leider nicht zu folgen vermag. Rein empirisch verfahren möchte ich mich aber der theologischen Hypothese zuneigen und mich auf – Professor Zöllner selbst berufen, dessen Reinheit und Feinheit in der sittlichen Unterscheidung ein so markanter Zug seines Wesens, der überll in der schärfsten Weise polemisch zur Geltung gelangt, mir neuerdings verschiedene Sonnenflecke

aufzuweisen scheint. Oder was soll man eigentlich aus dem nachfolgenden Geschichtchen machen, das Professor Zöllner zum Besten giebt?!

Es handelte sich bei der Anwesenheit des Herrn Hansen in Leipzig darum, den Saal des Schützenhauses für dessen magnetische Vorstellungen verfügbar zu machen. Der Inspektor des Schützenhauses hatte eine abschlägige Antwort ertheilt, Professor Zöllner ihn vergeblich umzustimmen versucht, „da verfiel ich“ – erzählt derselbe – plötzlich auf ein wirksameres Mittel. Da ich vermuthete, daß ein nicht unwesentlicher Theil der geschäftlichen Einnahmen des Wirthes aus Hochzeitsfeierlichkeiten bestritten wird, so ergriff ich zur Realisirung meiner Wünsche die Zuflucht zu einer Hochzeit. Ich versprach dem gutmüthigen Inspektor, meine eigene Hochzeit im Schützenhause feiern zu wollen, falls der betreffende Saal am Abend dem philosophischen Verein zur Verfügung gestellt werden könnte. Obschon die selbstverständliche *reservatio mentalis*, an welche mein Versprechen bei jeglichem Mangel an einer Braut geknüpft war, nicht besonders von mir erwähnt wurde, erheiterte sich doch plötzlich das gutmüthige Gesicht des korpulenten Inspektors und musterte mich von oben bis unten wie einen glücklichen Bräutigam, der eine gute Parthie gemacht und auf dessen Hochzeit auch etwas für den Inspektor abfallen könnte. Eine Minute später stand der große Parterresaal zu meiner Verfügung . . .“

„Selbstverständliche *reservatio mentalis*“ – Ei, ei! „Nicht besonders erwähnt“ – Ei, ei! Wie man ein solches Verfahren im gewöhnlichen außerspiritistischen Verkehr zu bezeichnen pflegt, wage ich gar nicht einmal anzudeuten, und Herr Dr. Luthardt konnte, wie mir däucht, für seine Hypothese der Seelengefährdung gar keine bessere Bestätigung erhalten, als das, was Professor Zöllner an sich selbst zu erleiden scheint.

Noch ein anderer Punkt findet sich in dem Briefe an Dr. Luthardt erwähnt, der auch nicht ohne Interesse ist und einige Beobachtung verdient. Während Professor Zöllner im Allgemeinen stets Arm in Arm mit seinen Kollegen Scheibner, Weber und Fechner auftritt, und sie, die einen Theil der spiritistischen Phänomene gemeinsam mit ihm durchlebt haben, möglichst nahe an sich heranzieht, ist er jetzt genöthigt, den Arm Fechners wieder fahren zu lassen, was er denn auch in dem offenen Brief an Dr. Luthardt mit einer ziemlich geringschätzigen Bewegung thut. Nicht zwar als ob Professor Fechner sein Zeugniß für die spiritistischen Phänomene zurückgezogen hätte, aber in der Auslegung und Würdigung derselben weicht er so sehr von Professor Zöllner ab, daß er es für eine „Blasphemie“ erklärt, die spiritistischen und christlichen Wunder unter dieselbe Rubrik zu bringen und dem Christenthum damit aufzuhelfen zu wollen. Zöllner seinerseits aber erklärt dies einfach für „Kleinlichkeit und engherzige Auffassung“. Für den ihm „von Gott verliehenen beschränkten Verstand“ liege keine Blasphemie darin, wenn er das Zerreißen des Tempelvorhangs im Moment des Todes Christi und das Zerreißen eines Bettschirmes in Gegenwart Slades für verwandte Naturerscheinungen halte. Es genüge, auf diese interessante Differenz hier aufmerksam gemacht zu haben. Das theologische Sachverständigenurtheil über diesen diffcilen Punkt steht noch aus.

Aberglaube und Hypnotismus

Deutsches Familienblatt 1 (1880) 197–199

Das Aufsehen, welches der dänische Magnetiseur Hansen, sowohl durch seine seltsamen Experimente an lebenden Menschen, als durch die Gerichtsverhandlungen erregte, welche seinem öffentlichen Auftreten in Wien ein jähes Ende bereiteten, da eine aus Medicinern erwählte Commission jene Versuche als unter Umständen schädigend für die Gesundheit der ihnen unterworfenen Personen bezeichnete, hat eine Anzahl hervorragender Gelehrter veranlaßt, den merkwürdigen Erscheinungen prüfend näher zu treten. Während von der einen Seite behauptet wurde, Hansen sei ein Betrüger, wurde andererseits die Meinung laut, daß Hansen im Besitze einer neuen, eigenthümlichen Kraft sei, mittelst welcher er auf empfängliche – sensible – Menschen wirke, und nach dem erfahrungsgemäß oft bewahrheiteten Sprüchlein:

Was man nicht deklinieren kann,

Das sieht man für magnetisch an!

verschaffte sich die Ansicht Geltung, daß die Experimente Hansens auf dem oft angezweifelten thierischen Magnetismus beruhten, wodurch dem Aberglauben neue Kräftigung zugeführt zu werden schien. Während seit Mesmers Auftreten der thierische Magnetismus von gründlich untersuchenden Forschern ablehnend behandelt und auf einige später zu besprechende unablegbare Thatsachen zurückgeführt wurde, blieb jedoch eine kleine Schaar begeisterter Anhänger der Mesmer'schen Lehre bei dem Glauben, daß der thierische Magnetismus, trotz aller Negation, dennoch existire und zu Heilzwecken

benutzt werden könne. Auch beim großen Publikum erhielt sich der Glaube an den Lebensmagnetismus, den Arthur Lutze als den eigentlichen Träger der Arzneiwirkung bei homöopathisch verdünnten Medicamenten annahm, auf den die Spiritisten von heute sich ebenfalls stützen und den herumziehende Magnetiseure zu ihrem pecuniären Vortheil ausnutzen. Man vermeinte in dem thierischen Magnetismus eine besondere Kraft zu besitzen, welche von den übrigen erforschten Naturkräften wesentlich verschieden sei, und gab sich damit zufrieden, diese wunderbare Kraft als die Ursache gewisser räthselhafter Erscheinungen anzusehen. Außerdem bemächtigte sich der Charlatanismus dieses Themas, das umso dankbarer war, als das Geheimnißvolle und Unerklärte von jeher großen Reiz auf die Menschheit ausübte. Die Männer der Wissenschaft befaßten sich schon deßwegen nicht mit der Prüfung des Lebensmagnetismus, weil sie es unter ihrer Würde hielten, mit den fahrenden Leuten in Beziehung zu treten, welche als Magnetiseure Messen und Märkte besuchten, wozu noch kam, daß die vielen an den Tag gezogenen Betrügereien mit Recht das größte Mißtrauen gegen Alles erwecken mußten, was irgendwie mit dem thierischen Magnetismus in Beziehung gebracht wurde. Die öffentlichen Vorstellungen Hansens und die Sensation, welche seine Experimente im Publikum erregten, veranlaßten jedoch eine, wenn auch kleine Zahl tüchtiger Gelehrter, im Interesse der Wissenschaft und der allgemeinen Aufklärung die Erscheinungen zu untersuchen, welche als Wirkungen des Lebensmagnetismus angegeben wurden. Diesen Untersuchungen verdanken wir zunächst die Beweisführung, daß der Lebensmagnetismus ein Phantasiegebilde ist, daß ferner keinem Menschen eine Kraft innewohnt, welche sich von den erforschten Naturkräften unterscheidet, daß jedoch erregbare Personen durch gewisse gleich näher zu beschreibende Manipulationen in einen schlafartigen Zustand versetzt werden können, dem man den Namen Hypnotismus beigelegt hat und auf den alle Wunder des Lebensmagnetismus aus früheren Zeiten zurückgeführt werden können.

Schon Mesmer war im Stande, bei vielen Leuten einen merkwürdigen, schlafartigen Zustand durch das Anstarren eines glänzenden Gegenstandes hervorzurufen. Diese Versuche wurden im Jahre 1841 von dem Engländer Braid weiter verfolgt und zwar in der Weise, daß Braid einen glänzenden Knopf anfertigen ließ, welchen die zu den Experimenten dienenden Personen längere Zeit anstarren mußten. In einer großen, von etwa achthundert Personen besuchten Versammlung verschmähte Braid selbst die Anwendung des glänzenden Knopfes und ließ die Versammelten nur die Stuckverzierungen an der Decke unverwandt anschauen, wobei eine Anzahl Personen in Schlaf fiel. Braid gab an, die Leute seien unfähig gewesen sich zu bewegen und hätten ihr Bewußtsein ganz oder theilweise verloren. Eine zweite, auf gesicherter Basis beruhende Thatsache, die sich aus den Mesmer'schen Experimenten ergeben habe, sei die gewesen, daß eine gelinde, ausreichend häufige Reizung der Haut, wie sie Mesmer durch das Streichen seiner Patienten mit der Hand ausgeübt habe, auf das Empfinden und Wollen einzelner Individuen von Einfluß sein könne. Obgleich Braid schon damals vorschlug, diese ohne betäubende Mittel, wie Aether oder Chloroform erzielte Bewußt- und Empfindungslosigkeit zur Ausführung chirurgischer Operationen zu benutzen, war die Abneigung der Mediciner gegen Alles, was mit dem Lebensmagnetismus zusammenhing, eine so große, daß in der Praxis von den Braid'schen Versuchen keine Notiz genommen wurde. Man nannte den durch Anblicken eines kleinen glänzenden Gegenstandes erzeugten tiefen Schlaf „Braidismus“ und schenkte ihm keine größere Aufmerksamkeit. Die Professoren Czermak in Leipzig, Preyer in Jena, Heubel u. a. stellten darauf die merkwürdigsten Versuche mit Thieren an, um über das Wesen des Schlafzustandes Aufschluß zu erhalten, den sie Hypnotismus nannten und der leicht bei Hühnern und kleinen Vögeln, schwieriger an Tauben hervorgebracht werden konnte.

Schon im Jahre 1646 wurden von dem gelehrten Jesuiten, dem Pater Athanasius Kirchner [!], derartige Versuche gemacht und beschrieben. Wenn man ein Huhn – so schreibt Kirchner – an den Füßen fessle, es nach einiger Zeit seiner Fesseln entledige, darauf festhalte und ihm dann einen Strich mit Kreide quer vor dem Schnabel auf den Boden ziehe, so bleibe es auf der Erde liegen und könne sich nicht vom Platz erheben. Dieses Experiment wurde von Czermak zum Ausgangspunkt seiner Versuche gewählt, und es gelang ihm nicht nur Hühner, sondern eine Reihe von Thieren, namentlich auch Krebse zu hypnotisieren, die durch sanftes, aber sicheres Streichen allmählich ganz starr, auf den Kopf gestellt und in allerlei groteske Lagen gebracht werden können, in denen sie ruhig verharren. Preyer hypnotisierte Kaninchen und Meerschweinchen, Heubel fand, daß Frösche sehr leicht hypnotisch werden, wenn man sie auf den Rücken legt und alle äußeren Reize von ihnen abhält. Hierher gehört auch das Verwandeln von Schlangen in Stäbe. Wie einst zu Mosis Zeiten verstehen ägyptische Gaukler es noch heute, die giftige Uräusschlange (Naja Haie) zu zähmen und dieselbe durch einen Druck mit der Hand auf den Kopf und Nacken so steif zu machen, daß sie das Thier wie einen Stab hin und her schwingen können, woraus hervorgeht, daß man hypnotische Erscheinungen nicht nur bereits im Alterthum kannte, sondern auch zu Wunderzwecken ausnutzte.

Aus den Thierversuchen ergab sich die Thatsache, daß der Hypnotismus leichter dann einzutreten pflegt, wenn die Thiere einen Gegenstand mit den Augen fixiren müssen, wozu schon die Hand des Experimentators ausreicht. Czermak fand, daß der Kreidestrich nicht nothwendig ist, um ein Huhn zu hypnotisieren und schon ein auf den Schnabel gesetztes Reiterchen von Draht denselben Effect bewirke. Den italienischen Hühnerhändlern ist dieser Umstand bekannt, denn sie bringen ihr zum Verkauf ausgestelltes Federvieh durch kleine Schnabelklammern von Rohr oder Stroh zur Ruhe. Die hypnotisierten Thiere bleiben in jeder beliebigen unnatürlichen Stellung liegen, die man ihnen giebt und sind vollkommen willenlos geworden.

Die hypnotischen Versuche mit Menschen wurden nun in der letzten Zeit aufs Neue durch den Dänen Hansen angeregt und da die Besorgniß nahe lag, daß jetzt, wo das Tischklopfen als eine Offenbarung aus dem Jenseits wieder in Mode kommt, der Aberglaube durch die Annahme einer geheimnißvollen Wunderkraft Boden gewinnen könnte, entschlossen sich Weinhold, Haidenheim u. a. durch exacte Beobachtungen das Wahre vom Falschen zu sondern. Nach Prof. Haidenheims Schilderung sind die Manipulationen Hansens fast dieselben wie sie Mesmer und Braid ausführten und stimmen im Wesentlichen mit den Methoden überein, welche sich beim Hypnotisieren der Thiere als zweckmäßig herausgestellt haben. Es sind dies namentlich: Fixieren der Augen, Streichen und Druck auf den Kopf und Nacken. Hansen läßt seine Versuchspersonen zuerst auf ein facettirtes und funkelndes Stückchen Glas hinstarren, das wie der Braid'sche Knopf schwarz eingefäßt ist. Nach dieser, oft über zehn Minuten andauernden Prozedur, fährt er mit der Hand einige Striche über das Gesicht der Personen, ohne dasselbe zu berühren und drückt ihnen sodann, leise die Haut berührend, Augen und Mund zu; letzteres unter gleichzeitigem Streichen der Wangen. Sie sind hierauf unfähig, beide wieder zu öffnen. Noch einige Striche über die Stirn und die Medien verfallen in einen schlafähnlichen Zustand. In diesem führt Hansen sie vor wie willenlose Automaten, die er beliebige Stellungen einnehmen und zwangsmäßig die tollsten, absurdesten Handlungen vornehmen läßt: diesen Kartoffeln als Birnen verspeisen, jenen auf dem Stuhle, wie auf einem Pferde reiten, jeden scheinbar nur seines Winkes gewärtig. Ein lauter Zuruf vom Magnetiseur, Anblasen oder Benetzen mit kaltem Wasser, erweckt die Hypnotisirten, welche keinerlei Bewußtsein von dem haben, was mit ihnen vorgegangen ist und was sie thaten.

Herr Dr. Grützner in Breslau beschäftigte sich ebenfalls mit hypnotischen Versuchen und warf die Frage auf: „Kann Jeder hypnotisiren und kann Jeder magnetisirt werden?“ Was den ersten Punkt betrifft, so gehören nach seinen Erfahrungen zu der Fähigkeit des Magnetisirens (wir behalten die Ausdrücke Magnetismus, magnetisiren, Medium u. s. w. bei, da dieselben bequem und bezeichnend sind, obgleich der Magnetismus durchaus nichts mit dem Hypnotismus zu thun hat) ein gewisser energischer Wille und eine große Geschicklichkeit in den Bewegungen, da dieselben ungleichmäßig ausgeführt statt einzuschläfern, kitzeln und erwecken. Außerdem dürfen die Hände nicht kalt sein. Andererseits eignet sich nicht jeder Mensch zum Hypnotisirtwerden, obgleich es mehr Medien giebt, als man gewöhnlich glaubt. Viel hängt außerdem von der Stimmung der Versuchsperson ab.

Grützners eigene Experimente gelangen mit verschiedenen Personen aus der Zuhörerschaft seines Vortrages über Hypnotismus in vorzüglichster Weise. Er machte sie unfähig, die Augen zu öffnen und ließ sie die abenteuerlichsten Stellungen annehmen. Vier der anwesenden Medien wurden lediglich durch den Blick des Vortragenden in den hypnotischen Zustand versetzt.

Er stierte sie eine Zeit lang an, worauf sie ihm willenlos folgten und alle Bewegungen nachahmten, die er ihnen vormachte. Schließlich ließ er sechs erregbare Personen sich nebeneinander auf Stühle setzen, bat sie die Augen zu schließen und auf das knipsende Geräusch zu achten, welches er, hinter ihnen stehend, mit dem Deckel eines kleinen Feuerzeugs hervorbrachte. Nach wenigen Minuten waren alle Sechs „hypnotisch“ eingeschlafen. Noch erstaunlicher sind die Resultate, welche Prof. Berger in Breslau erhielt, auf Grund welcher er seine Versuche in der Berliner Charité vor einem aus Aerzten bestehenden Auditorium wiederholte. Prof. Berger fand, daß mäßig erwärmte Metallplatten erregbare Personen unter geeigneten Bedingungen in einen Zustand allgemeiner Schmerzlosigkeit versetzen, daß überhaupt Wärme eine große Rolle beim Hypnotisiren spielt. Von allerhöchstem Interesse war jedoch folgende Thatsache.

Wenn der Magnetiseur eine Hand auf die Stirn, die andere auf den Nacken eines guten Mediums legt und dasselbe hypnotisch wird, so verwandelt es sich in eine Art von Sprechmaschine. Was dem Medium vorgesprochen wird, wiederholt es mit dumpfer Geisterstimme, aber in demselben Tonfalle und in derselben Art des Vorsprechenden. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Verse und Prosa werden von ganz ungebildeten Personen mit einer überraschenden Präzision wiedergegeben, ohne daß das Medium eine Ahnung davon hat. Jetzt entfernt der Magnetiseur die Hand aus dem Nacken. Das Medium verliert alsbald die Fähigkeit des Nachsprechens, stößt nur noch einige gurgelnde Töne aus und verstummt. Die Lippen dagegen bewegt es in derselben Weise, wie der Sprecher selbst. Die Hand wird

noch einmal in den Nacken gelegt und die Sprechmaschine ist wieder fertig. Dieser sogenannte Berg'sche Sprechversuch gehört zu den überraschendsten Experimenten und zeigt, daß die Nachahmungsbewegungen, welche als wichtiges Symptom des Hypnotismus angefaßt werden müssen, sich nicht bloß auf die äußeren Glieder, sondern auch auf den Mechanismus der Sprache erstrecken.

Nicht immer sind die Manipulationen des Streichens, des Handauflegens und der Augenfixierung nothwendig, den hypnotischen Zustand hervorzurufen: oft genügt nach Haidenhein der eigene Wille des Mediums, sich selbst zu hypnotisieren. Diese Beobachtung wirft ein klärendes Licht auf manche Erzählungen, die früher einfach in den Bereich der Fabeln verwiesen wurden, an deren Glaubwürdigkeit jetzt jedoch kaum zu zweifeln sein dürfte. So berichten Augustinus und Celsus von einem Priester, Namens Restitutus in Calama, der beliebig alle Sinneswahrnehmungen der Art zum Erlöschen bringen konnte, daß er unbeweglich und athemlos dalag und selbst von beigebrachten Brandwunden nichts fühlte, dagegen laute Menschenstimmen wie aus weiter Ferne klingend vernahm. Der englische Oberst Townsheet konnte sich ebenfalls Stunden lang in den Zustand des Scheintodes versetzen; als er aber einst den Versuch vor drei Aerzten anstellte, erwachte er nicht mehr. Cardanus behauptete, er vermöge sich willkürlich in Ekstase zu versetzen, wobei seine Seele den Körper verlasse. Die Wundergeschichten erklären sich ungezwungen und natürlich durch die Annahme, daß die genannten Leute erregbare Personen waren, die sich willkürlich in hochgradigen Hypnotismus versetzen konnten, und wenn wir genaue Aufzeichnungen aus alten Zeiten besäßen, würde es sicher möglich sein, eine ganze Reihe von scheinbar übernatürlichen Vorgängen auf den Hypnotismus zurückzuführen, der den Schlüssel zu vielen Zauber- und Hexengeschichten liefern dürfte. Kam es doch vor, daß vermeintliche Hexen während der Folter fest einschliefen und keine Schmerzen fühlten. Finsterer Aberglaube schrieb jedoch dem Teufel diesen Schlaf zu und so wurde der Hypnotismus, der das gemarterte, unglückliche Menschenkind mitleidig umfing, zum falschen Beweismittel einer nicht vorhandenen Schuld und führte zum Tod durch das Feuer.

Wie mit einem Zauberschlage erleuchtet die wissenschaftliche Feststellung hypnotischer Thatsachen so die ferne Vergangenheit: wir sehen, wie die falsche Deutung natürlicher Erscheinungen unsäglichen Jammer zur Zeit der Hexenprozesse über die Menschheit gebracht hat und sobald hinreichendes Material gefördert sein wird, werden Vergleiche und Nachforschungen darthun, daß der Hypnotismus in den Hexenprozessen gar oft der greifbare Kern gewesen ist, der durch Aberglauben und Unwissenheit entstellt, selbst unterrichtete Männer veranlaßte, an Teufel und Hexenwesen zu glauben und die Gräuel der Verfolgung gut zu heißen.

Zu den scheinbaren Wundern des Hypnotismus gehört auch das Magnetisieren aus der Ferne, welches Herr Dr. Grützner in einem in der deutschen medicinischen Wochenschrift veröffentlichten an Herrn Dr. Börner gerichteten Schreiben in folgender Weise erklärt. Wenn man – so lautet der Passus – einige Erfahrung im Magnetisieren und in der Beurtheilung der Stadien hat, so fallen einem bald diejenigen Personen auf, bei denen das Fixieren eines glänzenden Gegenstandes einen außerordentlichen Erfolg erzielt und Schlaf mit Sicherheit herbeiführt. Diese sind für das Experiment geeignet. Sagt man solch einem Medium, nachdem die Uhren miteinander verglichen sind: „Fünf Minuten vor 4 Uhr beginne ich an einem entfernten Orte zu streichen und wenn der Zeiger auf 4 steht, sind Sie hypnotisirt,“ so schläft das Medium eine halbe Meile vom Magnetiseur entfernt mit Sicherheit um 4 Uhr ein. Das Anblicken der Uhr genügt. Der Magnetiseur kann natürlich um 4 Uhr seinerseits machen, was ihm beliebt, denn der Schlaf kommt ohne allen Lebensmagnetismus zu Stande.

So erhalten viele Wunder alter und neuer Zeit ihre natürliche Erklärung und der Mystizismus ist um einen Bundesgenossen – den thierischen Magnetismus – ärmer geworden, seitdem die Wissenschaft angefangen hat, sich mit dem Hypnotismus zu beschäftigen und die thatsächlichen Erscheinungen desselben zu prüfen.

Worin das eigentliche Wesen des Hypnotismus besteht, darüber gehen die Meinungen noch auseinander, allein es steht zu erwarten, daß die physiologischen Gesetzmäßigkeiten, welche ihm zu Grunde liegen, genau erforscht werden. Vorläufig ist der Umstand freudig zu begrüßen, daß sich die Wissenschaft dieser Nachtseite der Lebenserscheinungen angenommen hat und dem alten Aber- und Wunderglauben ein Ende macht, soweit dabei der Hypnotismus in Betracht kommt. Ob und welchen Nutzen der Hypnotismus in der praktischen Medicin haben wird, ob er sich dem Irrenarzte hilfreich erweist, darüber lassen sich noch keine Meinungen aussprechen, jedenfalls aber ist er ein Factor, mit welchem von nun an gerechnet werden muß.

Hexerei und Parlament

Deutsches Familienblatt 1 (1880) 739

Daß im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, das als das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität in der Kulturentwicklung seine Vorgänger weit hinter sich zurückgelassen hat und mit Siebenmeilenstiefeln voranschritt, wirklich für Hexerei, Gespensterspuk und Magie eine Art von systematischer Propaganda gemacht wird, ist ebenso unglaublich wie leider wahr. In Amerika, England, Frankreich und Spanien haben die modernen Gespenstergläubiger, die Spiritisten, bereits eine große Anzahl von Jüngern und Anhängern, und auch in Deutschland fängt nach der famosen Entdeckung der vierten Dimension die Lehre der Spiriten an, sich auszubreiten. In ihrem Kernpunkt besteht diese Lehre in dem Glauben, daß die Menschenseelen nach dem Tode des Körpers in das Geisterreich eintreten (selbiges liegt in der vierten Dimension oder da so herum) und von hier aus wieder in einen neuen menschlichen Körper schlüpfen, um sich zu bessern und zu vervollkommen. Die gebesserte Menschenseele kommt schließlich nach dem Merkur, oder der Venus, dem Sirius, oder auf irgend einen anderen Himmelskörper und von da in das Geisterreich, wo es unbändig schön sein soll.

Die einzige unangenehme Verpflichtung, welche den Geistern obliegt, ist die, auf Kommando eines Mediums in einen Tisch der Stuhl zu kriechen und zu klopfen, Spieldosen aufzuziehen, Trommel zu schlagen und derlei zwecklose und thörichte Dinge mehr zu verrichten. So hat neulich Emmy Freiin v. Gumpenberg zu Traunstein in Baiern den Apostel Simon Petrus in ihrem Schreibstift gehabt, in Bordeaux haben die berühmte Schauspielerin Rachel und Heinrich Heine Rede und Antwort gestanden. Die Tochter des Superintendenten Henry Kidelle in New-York citirte Shakespeare, der auf die Frage: „Was er von seinem Hamlet hielte,“ die beachtenswerte Antwort gab: „Derselbe sei zu sentimental!“ Daß anderweitig Robinson Krusoe, Faust und Don Quixote, lauter dichterische Fiktionen, gerufen wurden und ohne Murren auch erschienen, sei hier nur erwähnt, um die Grenzenlosigkeit der modernen Geisterbeschwörung darzuthun.

So ein Medium, dem die erlauchtesten abgeschiedenen Geister Visite machen, dem sie gehorsamst auf die dümmsten Fragen antworten, muß ein ganz gewaltiges Wesen sein. Wenn man bedenkt, daß Geister wie Washington, Luther, Pio nono, Newton sich von hysterischen Putzmacherinnen, die ihre Muttersprache nicht richtig sprechen, und von reisenden Charlatanen in religiösen Angelegenheiten examinieren lassen, so muß man annehmen, daß diese Medien im Besitze übernatürlicher Kräfte sind und mit einer leicht erklärlichen Angst muß die Frage gestellt werden: Können diese Medien, welche die abgeschiedenen Geister kommandieren, auch auf die Geister der Lebenden wirken, können sie die Seelen beeinflussen, welche noch das irdische Gewand von Fleisch, Knochen, Nerven u.s.w. anhaben? – Die grauenerregende Antwort hierauf ist: „Ja, sie können es.“

In früheren Zeiten wurden die unglücklichen Weiber und Männer verbrannt, von denen eine böse Zunge behauptete, sie hätten es jemand „angethan!“ Freilich hat man dies Anthun als einen Aberwitz verlacht, und noch heute blickt der Menschenfreund mit Schmerz auf die Zeiten der Schmach, in denen einem Wahn – dem Hexenglauben – die scheußlichsten Brandopfer gebracht wurden, jetzt aber, anno 1880, wird die Gabe des Anthuns hochgepriesen und als Beweismittel für den Spiritismus, für den modernen Hexenglauben ins Treffen geführt.

Wir finden in der spiritistischen Literatur, in der Journalistik des höheren Spuks, folgende wundersame Geschichte, die uns zu einigen Konsequenzen Anlaß giebt, von denen der Parlamentarismus vielleicht Gebrauch machen dürfte, wenn der Glaube an den Spiritismus mehr gekräftigt sein wird. Die Personen, um die es sich handelt, sind keine geringeren als Lord Lytton und Gladstone, der jetzige englische Premier.

Lord Lytton beschäftigt sich seinerzeit mit dem Spiritismus. Unter den ihn behufs des spiritistischen Studiums Besuchenden war auch eine Dame, welche vorgab, ein Medium zu sein. Sie konnte Stühle, Tische und Möbel allerhand Sprünge machen lassen und behauptete auch, daß sie imstande sei, durch ihren Willen Personen in großer Entfernung zu beeinflussen. Es war uns bekannt, daß Mr. Gladstone bei einer gewissen Gelegenheit eine lange Rede vor den Repräsentanten der Kammer halten werde, und es wurde die Sache so arrangiert, daß das Medium – die besagte Dame – sich zu Hause zurückziehen und zu der verabredeten Stunde ihren Einfluß auf den Sprecher ausüben sollte.

Lord Lytton und einige Feunde gingen in die Versammlung, um den Effekt zu beobachten.

Mr. Gladstone, der in fließenden Worten seine Gedanken ausschüttete, fing auf einmal an zu stottern, stockte gänzlich und schien an Geist und Körper gelähmt, die Uhr im Sprechsaal zeigte den eingeweihten Beobachtern genau die verabredete Zeit. Lord Lytton hat die Erzählung dieses Vorfalls stets durch Zeugen bestätigt. – Nehmen wir an, diese Räubergeschichte sei absolut wahr, das Medium habe Herrn Gladstone es in der That angethan und ihn während seines Speeches „untergekrigt“. Was soll aus dem

Parlamentarismus werden, wenn Medien solche Macht haben? Was nutzen Enqueten, Kommissionssitzungen und Fraktionsberatungen, was hilft das schönste Rednertalent, da ein heimliches, von der Gegenpartei engagiertes Medium den Vortragenden aus der Ferne mundtod macht! Man denke sich Lasker, der noch für eine Stunde Rede auf der Walze hat. Das Medium der feindlichen Partei läßt seinen Zauber los, Laskers Perioden verwirren sich, er stockt, und die Welt – ist um eine berühmte Rede ärmer. – Die angestrengtesten Wahlmanöver sind umsonst, wenn Medien dem Gewählten verwehren, seine Gedanken auszusprechen; der ganze Parlamentarismus hat ein Ende, sobald der Kampf der Medien per Fernwirkung ausgenutzt wird.

Nur zwei Mittel giebt es, dem Unheil auszuweichen: entweder es werden nur mediumfeste Männer gewählt oder man betrachtet die moderne Hexerei, den Spiritistenwahnwitz, als unfreiwillige Komik, die um so drastischer wirkt, je ernster und zuversichtlicher die Propheten des neuen Wunderglaubens sich gebahren.

Hypnotische Farbenblindheit

Deutsches Familienblatt 1 (1880) 274

Die Frage, ob hypnotische Versuche zu Ergebnissen führen würden, welche in der Heilkunde von Nutzen sein können, war noch als der Artikel „Aberglaube und Hypnotismus“ in Nr. 12 des Deutschen Familienblattes erschien, eine offene, und wir mußten uns damit begnügen, auf die Zukunft hinzuweisen. Schneller jedoch, als zu erwarten stand, haben neue überraschende Experimente die Wichtigkeit der hypnotischen Untersuchungen für die Physiologie dargethan und die Aussicht eröffnet, daß zunächst die Augenheilkunde in einzelnen Fällen praktischen Vortheil aus denselben ziehen wird.

Es ist bekannt, daß vielen Menschen die Fähigkeit abgeht, gewisse Farben als solche zu erkennen. Schon Goethe beschäftigte sich mit dieser Erscheinung und legte seine sorgfältigen Beobachtungen darüber in der vielfach mit Unrecht verworfenen Farbenlehre nieder, bis das Wesen der sogenannten Farbenblindheit in der Neuzeit mit dem jetzt zu Gebote stehenden, erweiterten Hilfsmittel Gegenstand exacter Prüfung wurde.

Man unterscheidet Totalfarbenblinde, welche keinerlei Farbe wahrnehmen und nur Weiß, Schwarz und Grau unterscheiden, denen die sonnenbeleuchtete Außenwelt so erscheint, wie dem Farbensichtigen eine Photographie; Rothblinde, welche das Roth nicht erkennen, und Blaublinde, denen jegliche Empfindung für Blau fehlt, in seltenen Fällen kommt auch Grünblindheit vor. In den meisten Fällen ist die Farbenblindheit angeboren und eine Verständigung mit den Patienten über ihre wirkliche Farbenwahrnehmung eine außerordentlich schwierige, wo ihnen einzelne Begriffe fehlen. Man wußte daher bis jetzt nicht mit Gewißheit, in welcher Weise einem Blau- oder Rothblinden die Außenwelt erscheint. Professor Heidenhain und Dr. Grützner in Breslau machten nun bei ihren hypnotischen Versuchen die auffallende Beobachtung, daß man durch langsames Streichen der rechten Stirn- und Scheitelbeingegend außer Starrsucht des linken Armes und Beines bei gewissen Personen (Medien) auch zeitweilige Farbenblindheit des linken Auges hervorrufen könne. Das Medium, das Herrn Professor Hermann Cohn, der sich speziell mit der Farbenblindheit beschäftigt und Tausende von Personen untersuchte, zu seinen Experimenten diente, war Herr stud. med. August Heidenhain, Bruder des Professors, zweiundzwanzig Jahre alt, kerngesund, auf jedem Auge kurzsichtig, sonst jedoch mit vorzüglichem Farbenunterscheidungsvermögen begabt.

Herr stud. H. streicht sich dreimal leicht mit seiner rechten Hand über die rechte Stirn. Sofort tritt ein starrsüchtiger Zustand der Muskeln des linken Armes und Beines bei völlig klarem Bewußtsein ein, und die Kurzsichtigkeit des linken Auges nimmt bedeutend zu. Der Farbensinn schwindet auf diesem Auge total.

Um die Farbenblindheit zu erkennen, hat man eine Reihe sinnreicher Mittel gefunden, von denen das einfachste darin besteht, der zu prüfenden Person ein Körbchen mit durcheinander gemischten farbigen Wollfäden zu geben und sie zu ersuchen, die gleichgefärbten Fäden auszulesen und zusammen zu ordnen. Ebenso sind verschiedenfarbige Pulver vorzüglich geeignet, die Farbenblindheit zu constatieren, indem man den Farbenblinden veranlaßt, die ihm gleichscheinenden Pulver nebeneinander zu legen. Herr stud. H. legte zu Rosa Grau und Hellgrün und zu Chromgelb Kobaltblau und Schweinfurter Grün, war also Rothgrünblind und Blaugelbblind, und da ihm alle Farben grau erschienen, in Wirklichkeit total farbenblind auf dem linken Auge. Weiß, Schwarz und Grau bezeichnete er dagegen stets richtig. Die Prüfungen wurden in der mannichfachsten Weise verändert, so daß jede Täuschung ausgeschlossen war,

das Ergebnis blieb jedoch zu verschiedenen Zeiten stets dasselbe. Das farbige Spectrum erscheint ihm grau, die hellste Stelle bleibt ihm die Region des Gelben.

Nicht minder interessant erweisen sich die Versuche mit farbigen Nachbildern. Legt man ein Stückchen farbigen Papiers auf eine weiße oder besser grauweiße Unterlage (Papier), so erscheint, nachdem das farbige Papier eine Zeitlang ruhig fixirt und dann rasch entfernt wurde, ein Nachbild auf der Unterlage und zwar in den Umrissen des Stückchens, dem man die Gestalt eines Sternes oder einer beliebigen geometrischen Figur geben kann, allein in der betreffenden Contrastfarbe. Rosa erzeugt ein gelblichgrünes, Gelb ein blaues, Violett ein gelbes Nachbild und umgekehrt. Herr stud. H. wurde während der Hypnose ein gelbes Papier vorgelegt, das er grau nannte. Nachdem er es eine Minute fixirt, wurde das gelbe Papier von der grauweißen Unterlage fortgezogen und ein graues Nachbild wahrgenommen. Als nun Professor Cohn den Hypnotisirten, während er weiter fixirte, durch Klopfen der linken Hand erweckte, verwandelte sich das graue Nachbild sofort in ein blaues. Dieser Versuch gelang bei allen Farben. Mit dem Aufhören des hypnotischen Zustandes erhielt das Auge seine normale Farbenempfindung wieder. Aus diesen Versuchen geht hervor, daß die Wahrnehmungen von Weiß und Schwarz als die einfachsten angesehen werden müssen, während die Farbenwahrnehmung auf complicirteren Vorgängen beruht. Jedenfalls ist der Umstand, daß in der Hypnose Lichtsinn und Farbensinn vollkommen voneinander getrennt werden können, von höchster Bedeutung für die Theorie des Sehens.

Wurden Herrn H. einige Tropfen Atropinlösung in das linke Auge geträufelt, so trat keine totale Farbenblindheit, sondern nur Rothgrünblindheit ein. Gelb erschien im Beginn der Atropinwirkung grau mit blauem Schimmer, so daß das Gelb durch einen blauen Schein wahrgenommen wurde. Bei Blau verhielt es sich entsprechend umgekehrt; Grün und Roth erschienen dagegen nur Grau. Die vorstehenden Angaben von dem Übereinanderschwimmen zweier Farben erinnern lebhaft an Goethes bisher räthselhafte Mittheilung in seiner Farbenlehre (Didactischer Theil, §. 106) „diese Farbenblinden sagen, sie sähen das Gelbe gleichsam über dem Roth schweben, wie lasirt“.

Da es gelang, einen mit normalem Farbensinn begabten Menschen einseitig farbenblind zu machen, lag es nahe, die Einwirkung der Hypnose auf erregbare, von Geburt Farbenblinde zu untersuchen, wobei sich herausstellte, daß ein Totalfarbenblinder im hypnotisirten Zustande mit dem linken Auge sofort die Farben erkannte und die Verwechslungen genau angeben konnte, welche ihm bis dahin unbekannt gewesen waren. Herr Professor Cohn kommt auf Grund dieser Thatsache zu dem Schlusse, daß sich die Hypnose therapeutisch für gewisse Fälle von Farbenblindheit verwenden lassen wird. Des Weiteren ist zu erwarten, daß das schwierige Problem der Farbenwahrnehmung durch die hypnotischen Experimente seiner Lösung näher geführt wird, zumal selbst die neueren Theorien zur Erklärung der soeben mitgetheilten merkwürdigen Erscheinungen nicht ausreichen.

Vom Schwindel zur Wissenschaft.

Deutsches Montagsblatt vom 13. September 1880, S. 4–5

Unter den vielen merkwürdigen Kapiteln welche die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, giebt es einige, die als mysteriös zu bezeichnen sind und deren Studium einen beängstigenden Eindruck hervorruft. Wir erfahren aus den Aufzeichnungen, daß von Zeit zu Zeit Männer auftraten, die vorgaben im Besitze übernatürlicher Kräfte und geheimsten Wissens zu sein, scheinbar Wunder verrichteten, großen Anhang gewannen, das Volk bethörten, welches ihnen unbedingten Glauben schenkte und schließlich und zuletzt vom Schauplatz ihrer Thätigkeit verschwanden, um verfolgt oder vergessen im Elend zu verkommen. Mesmer, St. Germain, Gaßner, Cagliostro, Schrepfner sind die Namen dieser Männer, deren Wirkungskreis bald ein größerer bald ein geringerer war, die, wenn auch verschieden in ihrem Auftreten, doch das Gemeinsame hatten, daß sie durch geheimnißvolles Wesen und Thun Anhang gewannen, der fest und steif an ihre übernatürliche Begabung, an ihre Herrschaft über Naturgesetze glaubte, welche dem Sterblichen sonst den Gehorsam verweigern.

Waren diese Männer, über deren Leben das vortreffliche Buch „Schwindler und Schwärmer von Eugen Sierke“ detaillirte Auskunft giebt, bloße Betrüger, so wird es schwer zu begreifen sein, wie Hoch und Niedrig des Volkes sich massenhaft düpiren lassen konnte, und das oft citirte geflügelte Wort: „Volkes Stimme, Gottes Stimme“ erhält einen gewaltigen Stoß, da die Unmündigkeit des verehrten Demos nicht drastischer, als durch den Umstand erwiesen würde, daß es sich von Taschenspielern und Gauklern ausführen ließ. Benutzten jene Propheten des Übernatürlichen und Unbewiesenen dagegen zeitweilige haltlose Anschauungen des Volksgeistes für ihre Zwecke, so hätten sie auf dem Völker-Irrsinn gefußt, der

nach einigen Forschern keine Fiktion sein soll, sondern ebensowohl wie Begeisterung und Muthlosigkeit eines ganzen Volkes von Zeit zu Zeit beobachtet wird. Der Vandalismus der Pariser Kommune gilt als Symptom einer allgemeinen Tobsucht, während die Muckerei, welche meist in der Königsberger Gegend ihre asketisch-cythereischen Blüten trieb, sich mehr der Form des stillen Wahnsinns näherte.

Waren mithin die genannten Wundermänner einfache Betrüger und Schwindler, wie dies in kurz abfertiger Weise von vielen Seiten angenommen wird, so stellt ihr, wenn auch vorübergehender, Erfolg ihrem Publikum das Zeugniß der Unmündigkeit oder des geistig Gestörtseins aus: eine Wahrnehmung, die um so drückender und beängstigender ist, als keinerlei Garantie für die Nichtwiederkehr solcher Erscheinungen geboten werden kann.

Ganz anders dagegen gestalten sich die Verhältnisse, wenn dem Wunderglauben wirklich Thatsächliches zu Grunde lag, wenn die Proselyten der mysteriösen Lehren mit ihren eigenen Augen Vorgänge sahen, zu deren Erklärung Wissenschaft und Erfahrung nicht ausreichten.

Wir selbst sind in der letzten Zeit Zeuge der Wiederbelebung der Mesnerschen Experimente durch den dänischen Magnetiseur Hansen gewesen. Der magnetische Rummel ist noch zu frisch im Andenken, als daß die heftigen Controversen zwischen den Anhängern und Gegnern Hansens vergessen sein könnten, und wenn in Berlin die Angelegenheit auch als „Radau“ behandelt wurde, so gewann Hansen doch in der Person des Herrn Professor Zöllner einen warmen Vertheidiger seiner ihm eigenthümlichen Kraft und in Wien drängte sich das Publikum zu den magnetischen Vorstellungen im Ringtheater, bis die Polizei ihr Veto einlegte. Auf der einen Seite wurden die Experimente Hansens als Schwindel bezeichnet, auf der anderen nährten und befestigten sie den Glauben an übernatürliche Kräfte, an Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Und doch lag die Wahrheit, wie gemeiniglich, auch hier in der Mitte.

Einige besonnene Gelehrte traten den Experimenten Hansens näher und ahmten dieselben nach, um ihr Wesen zu ergründen und die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen zu ermitteln. Dr. Weinhold in Chemnitz, Ruhlmann, die Professoren Heidenhain, Berger, Cohn, sowie Dr. Grützner in Breslau haben nicht nur mit Erfolg – ohne im Besitz einer besonderen Kraft zu sein – dieselben Resultate erhalten, wie Hansen, sondern in denen von ihnen herausgegebenen Schriften auch bereits eine wissenschaftliche Behandlung der eigenthümlichen Erscheinungen angebahnt, welche nunmehr nicht als magnetische, sondern als hypnotische aufgefaßt werden.

Die Methode des Hypnotisirens geeigneter Personen, der sog. Medien (nicht jeder Mensch reagirt auf die hypnotischen Manipulationen) besteht zunächst darin, daß die Augen durch einen kleinen glänzenden Gegenstand, einen Glasknopf oder dergleichen, eine Zeit lang fixirt werden. Tritt al bald eine Ermüdung der Augenlider ein, so läßt man dieselben schließen und streicht einmal mit der flachen warmen Hand in einiger Entfernung von oben herunter über die Augen, die, wenn die betreffende Person erregbar ist, hierauf nur mit Mühe geöffnet werden können. Sanftes Streichen der Schläfengegend, das gleichmäßige Knipsen mit dem Finger dicht hinter dem Ohre der ruhig mit geschlossenen Augen dasitzenden Person, selbst das Ticken einer Taschenuhr bringt alsdann einen mehr oder minder festen Schlaf hervor, der einem lauten Zurufe oder kaltem Anblasen weicht.

Einigen Personen gelingt die Wiedereröffnung des geschlossenen Mundes schwer oder gar nicht, bei anderen breitet sich ein krampfhafter Zustand über Arme, Beine und den ganzen Körper aus, wieder andere ahmen schlafend die ihnen vorgemachten Bewegungen nach und vollziehen auf Befehl die absurdesten Handlungen, die sie in urtheilsfähigem Zustande nimmermehr vornehmen würden. Zugerufene Worte und eingeflüsterte Erzählungen rufen während der Hypnose Träume hervor, deren sich der Erwachte nur lückenhaft erinnert. Die Handlungen, welche der Hypnotisirte wie schlafwandelnd ausführt, wie z. B. in Breslau das vermeintliche Seziren einer Leiche, das Erschrecken vor einem vermeintlich ausgebrochenen Löwen, lassen jedoch keinen Zweifel an der inneren Gestaltung des eingeredeteten Traumes aufkommen. Da es der Raum verbietet, die große Anzahl der verschiedenartigsten hypnotischen Experimente von Seiten ernster, wissenschaftlicher Forscher auch nur andeutungsweise hier anzuführen, müssen wir uns darauf beschränken auf die Schriften: Hypnotische Versuche, von A. E. Weinhold (3. Auflage), und: Der sogenannte thierische Magnetismus von R. Heidenhain (4. Auflage) aufmerksam zu machen, in denen die hypnotischen Erscheinungen, welche bis jetzt noch nicht unter einen genügenden gemeinsamen Gesichtspunkt gebracht worden sind, in größter Ausführlichkeit beschrieben wurden.

Für uns ergibt sich zunächst aus den Versuchen die Übereinstimmung vieler Experimente mit den Wundern, welche Mesmer, der Teufelsaustreiber, Pater Gaßner sowie zum Theil auch St. Germain und Cagliostro verrichteten. Sie brachten geeignete Personen in Schlaf durch den bloßen Befehl, erregten Zuckungen, Starrkrampf durch ihre Beschwörungen, bei denen sie ihre Klienten oft stundenlang zerrten,

und da der Kardinal Rohan beschwor, Cagliostro habe ihn mit der seligen Kleopatra soupiere lassen, so darf angenommen werden, daß dieser das Traumeinreden schon gekannt und dem liebesüchtigen hypnotisirten Kardinal einen passenden Abschnitt aus Ovids ars amandi in die Ohren geraunt habe.

Den schwachen Reizungen gegenüber haben die stark auftretenden hypnotischen Erscheinungen etwas Überraschendes, Wunderbares, und zur Zeit kräftigen Wunderglaubens war es daher nicht schwer, durch Experimente, die wir jetzt hypnotische nennen, zu Ruhm und Ansehen zu gelangen, zumal wenn die nöthige Charlatanerie zur Ausbeutung des Publikums nicht fehlte. Daß ferner die hypnotischen Versuche uralt sind, beweist das Treiben heutiger ägyptischer Zauberer, die ihre Kunst von den Vorfahren erbten und ihre Kunden durch das Anstarrenlassen weißer, mit Charakteren bemalter Schüsseln in Schlaf versetzen. Es wird ein Verdienst sein, durch genaue Vergleichung des überlieferten Materials mit den heutigen Erfahrungen, die noch lange nicht abgeschlossen sind, die Rolle festzustellen, welche der Hypnotismus bei den Wunder- und Zaubergeschichten spielte, für deren Thatsächlichkeit sich angesehene Männer verbürgen, und ferner seinen Antheil an jenen unheimlichen Prozessen festzustellen, die als Hexenprozesse Leid und Elend im Übermaße mit sich brachten.

Uns wird berichtet, daß Hexen während der Marter in tiefen Schlaf verfielen, daß sie starr wurden und keine Schmerzen empfanden, daß sie in unnatürliche Lagen gebracht, in den schwierigsten Stellungen verharrten. Alle diese Erscheinungen sind hypnotischer Natur und können nicht allein bei geeigneten Medien durch andere Personen, sondern bei sehr leicht erregbaren Individuen durch leichte, selbst ertheilte Striche durch die Selbsthypnose hervorgebracht werden. Es eröffnen die hypnotischen Experimente die Aussicht, daß auch in die düsteren Blätter der Geschichte erklärendes Licht dringen wird, man wird zu der Gewißheit gelangen, daß der Hypnotismus der thatsächliche Kern war, um den sich Aberglauben, Fanatismus, Betrug und Schwindel gruppirten und die Verwirrungen des Volksgeistes veranlaßten, die ohne diese Annahme absolut unerklärlich bleiben. Die Neuzeit möge hierzu eine Analogie liefern.

Die Spiritisten, welche bekanntlich das Privilegium haben, mit Geistern zu verkehren, besitzen in ihrer Mitte sogenannte Schreibmedien, die in einen Zustand der Verzückung gerathen und dann halb bewußtlos mit einem Bleistift allerlei Phrasen, theils moralischen, theils wahnwitzigen Inhaltes niederschreiben. Die Spiritisten nehmen an, daß ein Geist aus irgend einer jenseitigen Dimension die Hand der begnadeten Medien leite. Heinrich Heine, die Rachel, Lord Byron und Andere mehr gaben auf diese Weise bereits Unterricht in Stilübungen, die leider auf gewaltige Rückschritte in der anderen Welt deuten.

Nun ist bei Hypnotisirten beobachtet worden, daß sie während der Hypnose nicht nur die längsten Gedichte aus ihrer Schulzeit schnell und prompt rezitiren, sondern auch aus der Erinnerung rasch und gewandt Sentenzen, Schulvorschriften u. dgl. niederschreiben, ohne im Wachen die gleiche Gewandtheit zu zeigen. Es lassen sich daher auf hypnotischem Wege, mit Umgehung von Geistern, Schreibmedien herstellen, die ebenso wie die spiritistischen Medien niemals Dinge zutage fördern, welche außerhalb ihrer Wissenssphäre liegen: ein wenig Selbsthypnose genügt, um eine erregbare Person in ein echtes Schreib- oder Sprechmedium zu verwandeln.

Der Schwindel älterer und neuerer Zeit wird durch die Erscheinungen des Hypnotismus klargestellt, der nunmehr den Marktschreibern und transcendenten Salon-Akrobaten, den Spiritisten entzogen, ein wichtiges Hilfsmittel zur Ermittlung psychischer und physiologischer Vorgänge zu werden verspricht und bereits in der Heilkunde vereinzelte Anwendung gefunden hat. So berichten Demarquay und Gerard Tenlon, in der medizinischen Welt angesehene Chirurgen, daß bei gewissen Neuralgien hysterischer Frauen, die weder dem Opium noch dem Chloroform weichen, der hypnotische Schlaf auf mindestens 24 Stunden die quälenden Schmerzen beseitigt habe. Über die hochinteressanten Beziehungen zwischen Hypnotismus und Farbenblindheit, welche Herr Professor Hermann Cohn in Breslau ermittelte, wird zu berichten sein, nachdem die Versuche weiter zum Abschluß gediehen sind, vorläufig ist der erfreuliche Umstand zu verzeichnen, daß der Hypnotismus vom Schwindel befreit, ein Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden ist und dazu dient, seinen alten Brodherrn, der ihn schändlich mißbrauchte, auf den ihm gebührenden Standpunkt zurückzuführen.

Mr. John Brown war ein Medium

In: Berliner Tageblatt, 12. Jahrgang, (1883), 3. Juli, Abendausgabe, S. 1, Kleine Chronik.

Der langjährige Diener der Königin Victoria, welcher am 28. März dieses Jahres starb, und dessen Grab die hohe Frau vor Kurzem in tiefer Trauer besuchte, um ihrem Schmerz um die seltene Treue Ausdruck zu verleihen, welche mit dem Dahingeschiedenen in die Erde gesenkt wurde, ist kein Mensch gewöhnlicher Art gewesen, wenn man den Spiritisten Glauben schenken will. Mr Brown gehörte nach dem in Boston erscheinenden Geisterblatte „Banner of Light“ zu den ausgewählten Personen, welche zeitweilig in einen Zustand der Verzückerung gerathen und alsdann unter der Herrschaft eines Geistes stehen. Solche Menschen, aus denen der Geist spricht, nennt man im Rothwälsch der Spiritisten Traummedien, und Mr. Brown war, wie die Gespñestergläubigen behaupten, ein Traummedium.

Welcher Geist aber bediente sich des Mediums John Brown, um sich zu offenbaren und mit den Lebenden in Verkehr zu treten? Kein Anderer als der Geist des Prinzen Albert!

Mr. Brown war der Lieblingsdiener des Prinzen Albert, und nach seinem Tode bediente der Prinz – wie „Banner of Light“ sagt – sich des ehemaligen Vertrauten als des Instrumentes, um mit seiner Gemahlin zu verkehren, wo immer er hierzu passende Gelegenheit fand. Die Entstehung und das Ende des raschen und glücklichen Erfolges des ägyptischen Krieges soll in diesem Verkehr seine Erklärung haben, weil eben die Geister im Jenseits auch Politik treiben.

Wunderbar sind die Umstände, durch welche Mr. Brown zum Medium ward. Der Eigenthümer und Redakteur des „Banner of Light“ hielt nämlich spiritistische Sonntagsitzungen ab, in denen eine mediumistische Dame, Mrs. Conant, häufig im Namen des Prinzen Albert redete. Einstmals erschien der Geist des Prinzen und bat, ihm zu erlauben, daß der Geist der Dame Conant ihn nach London begleiten dürfe, da die Königin sehr krank sei. Als Grund hierfür gab er an, daß der Geist eines verstorbenen Arztes, an den er sich im Geisterlande gewendet, es wünsche, daß Victoria in Rapport mit einem Medium wie Madame Conant gebracht werden möge, damit eine magnetische Beziehung zwischen ihr und Mr. John Brown geschaffen werde, wodurch es dem Geist-Arzte möglich sei, die drohende Gefahr von der Königin abzuwenden.

Der Geist der Madame Conant flog hierauf mit dem Geist Prinz Alberts nach Schloß Windsor und blieb drei Stunden fort.

Während dieser drei Stunden hätte Madame Conant nun eigentlich todt sein müssen, denn ein Körper ohne Geist ist todt, aber damit dies Malheur nicht eintrat, kam der Geist eines kleinen indianischen Mädchens namens Daisie und nahm Besitz von den körperlichen Formen der Madame Conant, welche er, so zu sagen, warm hielt und vor dem Ableben bewahrte. Als gefragt wurde, warum Madame Conants Geist immer noch nicht in ihren Körper zurückkehrte, antwortete das Indianermädchen: „Weiß nicht; all, was ich weiß ist, daß sie über ein großes Wasser mit dem Häuptling Albert gegangen ist.“

Nachdem Madame Conant wieder zu sich gekommen war, sagte sie, es sei ihr gewesen, als wenn sie mit rasender Schnelligkeit durch die Luft geflogen wäre. Im nächsten Augenblicke sprach aber eine männliche Stimme aus ihr: „England grüßt Amerika! John Brown. Ich komme nur, um klar zu sein, Gute Nacht!“

Wie kam der noch lebende Mr. Brown aber von England nach Boston? Ganz einfach. Sein Geist stand mit dem der Madame Conant in so engem Rapport, daß er gezwungen war, die Reise nach Boston mitzumachen. Damit jedoch sein Körper während dieses kleinen Abstechers nach Amerika nicht kalt würde, nahm einer von Browns Schutzgeistern so lange Besitz davon im Schloss Windsor. Von dieser Zeit war Mr. Brown ein Verzückerungsmedium und die irdische Hülle, welche der Geist des Prinzen Albert hin und wieder anzog, wenn er irdisch leben, politische Rathschläge geben und für das Wohl des Reiches Sorge tragen wollte. Als Mr. Brown starb, konnte der Prinz sich auch nicht mehr offenbaren!

Die wahnwitzige Erklärung des amerikanischen Spukblattes für die Trauer der Königin um den Tod des treuen Dieners, der einst ihrem trefflichen Gemahle in Liebe anhing, eine Verschrobenheit, welche das Leipziger Tollkistenblatt „Die spiritualistischen Blätter“ den deutschen Lesern ebenfalls vorsetzen und die wir nur deshalb einem größeren Kreise unterbreiten, um zu zeigen, welches Rückschritts-Unkraut in Gestalt des modernen Aber- und Gespñesterglaubens in Saat schießt.

Spiritistische Enthüllungen I *Schorers Familienblatt 5(1884) 24–27*

Sind es wirklich Geister aus jenem unentdeckten Lande, von dem kein Wanderer wiederkehrte, die den modernen Geisterbeschwörern sich zugesellen, um in ihrer Nähe oder durch sie seltsame, unerklärliche Dinge zu vollbringen, damit der zweifelnde Mensch Gewißheit von der Fortdauer des Lebens nach dem Tode erhalte? Sind es die Seelen Verstorbener, die mit den Lebenden in Verkehr treten, die nicht nur durch Klopflaute zu ihnen sprechen, sondern sogar mit vernehmlicher Stimme reden, körperhaft erscheinen und sich anfassen lassen?

Die Spiritisten sagen, es seien Geister; die Nichtspiritisten dagegen sind anderer Ansicht. Wenn bewiesen werden kann, daß die Wunder, welche die Geister ausführen, auch ohne übernatürliche Kräfte zu stande kommen, so wird die Geistertheorie mit allen ihren Folgerungen hinfällig, und es siegt die Vernunft, der durch den Spuk des neunzehnten Jahrhunderts Fesseln angelegt werden sollen, wie sie unwürdiger nicht gedacht werden können.

Der Mensch besteht nach den Satzungen des Spiritismus aus drei Grundbestandteilen, dem Körper, dem Geist und dem verbindenden Mittel – der Seele.

Der Geist ist mit einer feinen, ätherartigen Hülle – dem Perisprit – umgeben. Im Tode macht sich der Geist vom Körper frei, um mit seinem Perisprit wieder zur Geisterwelt zurückzuschweben. Die Geister bleiben im Geisterlande, mit Ausnahme der körperlichen Beschaffenheit, ebenso, wie sie auf Erden waren. Sie wohnen in Geisterhäusern, trinken ihre Lieblingsgetränke, essen ihre Leibgerichte, feiern Feste, betragen sich gesittet, wenn sie eine gute irdische Erziehung hatten, treiben Wissenschaft und Kunst und sind fromm, oder fluchen, trinken sich Räusche an, überessen sich und treiben Unfug, wenn sie im Diesseits einen schlechten Lebenswandel führten. Allan Kardec, der Begründer der französischen Spiritistengemeinden, hat dieser Geisterlehre noch die Seelenwanderung hinzugefügt, die sogenannte Lehre von der Reinkarnation, nach welcher Geister Abgeschiedener zum Zweck der Besserung wieder als Menschen geboren werden. Allan Kardec war schon einmal auf Erden und zwar als der Prophet Elias. Es kann aber auch vorkommen, daß der Geist eines verstorbenen Großvaters in dem Körper seines Enkels wiedergestaltet wird, so daß die Tochter alsdann die Mutter ihres eigenen Vaters und der Enkel sein eigener Großvater ist. Napoleon III. begünstigte die Lehre Allan Kardec's, von der er zügelnden Einfluß auf die Masse erwartete.

Woher aber wissen die Spiritisten, daß es Geister giebt?

Von den Geistern selbst, mit denen sie in Verkehr treten!

Unseren Sinnen sind die Geister für gewöhnlich nicht wahrnehmbar. Sie können neben uns auf dem Sofa sitzen, bei Tisch sich von der Seele der Speisen nähren, uns begleiten, wo wir auch immer sein mögen, ohne daß wir von ihrer Gegenwart Kenntnis haben.

Nun aber giebt es Menschen, welche von jenem vorhin genannten Perisprit ein größeres Quantum besitzen, als andere Sterbliche. Das merken die Geister sehr bald. Wirken sie auf diesen Perisprit ein, so verfällt der Mensch in Verzückung und der Geist inspiriert ihn, Worte und Gedanken zu reden, oder niederzuschreiben. Mit Hilfe des Perisprits kann ein Geist auch auf materielle Dinge einwirken, klopfen, Stühle umstoßen, Guitarre spielen, Leuten Ohrfeigen geben, die in gläubiger Ergebung hingenommen werden, da sie als handgreifliche Beweise des Geisterreiches gelten. Ist sehr viel Perisprit vorhanden, so zieht der Geist denselben wie einen Überrock an und wird sichtbar; er materialisiert sich, wie es im Rotwelsch der Spiritisten heißt. Die Materialisation wird als unumgänglicher und höchster Beweis für die Existenz der Geister und die Richtigkeit der Geisterlehre angesehen, welche Veranlassung zu wahrhaft tollhüserischen Konsequenzen giebt, wie wir an dem Enkel gezeigt haben, der sein eigener Großvater ist.

Leute mit einem Überfluß an Perisprit, von jenem rätselhaften Stoffe, der doch kein Stoff ist, heißen Medien, das ist Vermittler, zwischen den Geistern und perispritarmlen Menschen. In der Nähe der Medien treiben die Geister ihren Spuk. Deshalb sind diese Leute von den Geistergläubigen sehr gesucht. Sie veranstalten „Sitzungen“, wofür sie natürlich bezahlt erhalten, und heißen alsdann Berufsmedien.

Eine Sitzung gleicht so ziemlich der anderen. Die versammelten Gläubigen und das Medium sitzen im Dunkeln um einen Tisch herum und bilden mit den Händen eine Kette, wie beim Tischrücken. Auf dem Tische liegen die Requisiten: eine Glocke, eine Guitarre, eine Spieldose und andere Gegenstände. Nach einiger Zeit machen die Geister sich bemerklich, setzen die Spieldose in Gang, wenn sie nicht schon ertönte, klingeln mit der Glocke, spielen auf der Guitarre oder schwingen sie im Zimmer umher und lassen die Spieldose bald nah, bald fern im Zimmer umherschweben. Sie klopfen, stellen Stühle, selbst das Sofa auf den Tisch, sprechen zuweilen, mißhandeln die Anwesenden mit Schlägen. Da das Medium seine Hände auf denen seiner beiden Nachbarn ruhen läßt, so müssen übernatürliche Kräfte thätig sein. Diese übernatürlichen Kräfte sind die Geister.

Bei den Materialisationssitzungen wird eine Ecke des dämmerig erleuchteten Gemaches durch einen Vorhang abgesperrt. Das Medium begiebt sich in dies sogenannte Kabinett. Es wird auf dem Stuhle festgebunden, der Stuhl selbst ist an den Fußboden angeschraubt. Die Versammlung reicht sich die Hände, um Kette zu bilden und singt zum Harmonium spiritistische Gesänge. Da öffnet sich der Vorhang. Ein Geist tritt heraus, oft in weißem Gewande, das mit leuchtenden Sternen besät erscheint. Der Geist redet, Verwandte erkennen in ihm einen Heimgegangenen. Der Geist verschwindet wieder, und wenn nachgesehen wird, sitzt das Medium im Verzückungsschlaf angebunden und angesiegelt wie vorher auf dem Stuhle in dem Kabinett. Man hatte einen wirklichen Geist gesehen. Oder giebt es natürliche Erklärungen für solche, von den Spiritisten den Geistern zugeschriebene Kundgebungen?

Sie sind vorhanden.

Vielfach wurden schon Medien auf der That ertappt, als sie den Geisterspuk höchst eigenhändig ausführten, aber die Spiritisten behaupten, daß böse Geister die Medien bei solchen Gelegenheiten beherrschen und zum Betrüge anstiften. Es sind die Zuchthäusler aus dem Jenseits, die trügen und lügen.

Ein Medium, das lange Zeit dem ausgezeichneten Naturforscher Professor Crookes einen Geist mit Namen Katie King (lebte vor zweihundert Jahren und war Hofdame der Königin Catharina und sang Schubertsche Lieder!) zuführte, war Miß Florence Cook. Professor Crookes hat dem Geiste den Puls gefühlt, ihm eine Haarlocke abgeschnitten, ihn bei elektrischem Lichte photographiert. „Die Annahme, daß die Katie King der letzten drei Jahre ein Resultat des Betruges sein könne“ – sagt Crookes – „das verletzt mehr den gesunden Menschenverstand und die Vernunft, als zu glauben, sie sei, was sie zu sein beteuerte.“ Nämlich der Geist jener Hofdame Namens Annie Owen de Morgan, später wiedergeboren als Tochter des Missionars John King und getauft auf Katie.

Dieses Medium heiratete einen Herrn Corner, gab Gastrollen in Amerika und China und hielt am 9. Januar 1880 in London eine Sitzung, die verderblich werden sollte. Zwei junge Herren, Georg R. Sitwell und Karl von Buch, hatten bereits in früheren Sitzungen den Geist „Maria“, welcher an Katies Stelle getreten war, für das Medium selbst gehalten und planten einen Handstreich. Sitwell band das Medium sehr locker an, um ihm den Betrug zu erleichtern. Als bald vernahmen die beiden Geisterfänger aus dem „Kabinett“ das Geräusch des Entkleidens. Der Geist „Maria“ kam heraus. Sitwell ergreift ihn, während von Buch hinter die Vorhänge eilt, und daselbst des Mediums abgelegte Kleider und Schuhe findet, die er triumphierend den Anwesenden zeigt. Mrs. Corner bat weinend um ihre Kleider und machte sich aus dem Staube. Spiritistische Zeitschriften aber schrieben: Es sind Geister, die Mrs. Corner ohne ihren Willen ausgekleidet und in die Mitte des Zirkels geführt haben. Die vermeintliche Entlarvung ist ein schlagender Beweis für die Existenz von Geistern, „denn die gesunde Vernunft muß logisch schließen, daß, wenn Geister sich manifestieren können, sie auch zu mystifizieren vermögen“.

Es sind aber außer Mrs. Corner sehr viel andere Medien entlarvt, wie zum Beispiel Mr. Bastian und Mrs. Esperance, Mr. und Mrs. Fletcher, deren Geister sich an den Diamanten einer Dame vergriffen, wofür die armen Medien im Zuchthause büßen mußten. Warum aber gingen sie auch mit Verbrechern aus dem Jenseits um?

Im Mai 1880 wurde das große Medium Mr. Englinton in München entlarvt, in dessen Sitzungen der lustige Geist Joe erschien, der früher Cirkusclown gewesen war und den gläubigen Spiriten, worunter auch der Maler Gabriel Mert, weidlich auf den Köpfen herumtrommelte. In Englintons Dunkelsitzungen wurde die Spieldose von Geistern aufgezogen und flog die Guitarre tönend in der Luft umher. Ein Teilnehmer der Sitzungen, dem der Schwindel zu dumm vorkam, brachte an den Schlüssel der Spieluhr heimlich ein wenig schwarze Malerfarbe. Als nach der Dunkelsitzung Licht gebracht wurde, hatte nicht nur das Medium schwarze Finger, sondern auch die Guitarre zeigte schwarze Fingerabdrücke. Mr. Englinton reiste noch an demselben Tage ab. Die spiritistischen Blätter aber schrieben, die Geister hätten sich der Hand des in Verzückung befindlichen Mediums bedient, um die Spieldose aufzuziehen und die Guitarre zu schwingen, so daß diese vermeintliche Entlarvung eine glänzende Bestätigung für das Vorhandensein von Geistern sei.

Es geht eben nichts über Vernunftschlüsse.

Schon im Jahre 1865 wurden die amerikanischen Gebrüder Davenport in Deutschland von dem Goldarbeiter Hartmann entlarvt, der ihre Gaukeleien bis auf das Kleinste nachmachte, wenn auch ohne Hilfe des Spirits. Das berühmteste Medium Mr. Home ließ sich 1868 von einer Witwe Lyon in London adoptieren und zum Erben einsetzen. So wollte es der Geist des verstorbenen Herrn Lyon. Als Wartegeld ließ sich Home von der noch dem Geiste ihres seligen Mannes so außerordentlich gehorsamen Witwe fünfundsechzigtausend Pfund Sterling auszahlen. Dies kränkte jedoch die wirklichen Erben sehr. Sie sann daher auf Abhilfe, die sie auch fanden. Durch ein anderes Medium wurde ein anderer Geist auf die Beine gebracht, der nun der Witwe mitteilte, daß sie das Opfer eines diabolischen Betruges geworden sei.

Von einem Prozesse bedroht, bot Home einen Vergleich an, der ihm dreißigtausend Pfund Sterling retten sollte, allein am 1. Mai 1868 wurde Home vom obersten Gerichtshofe Englands zur Wiedererstattung der „betrügerischerweise erlangten“ Summe verurteilt. Nachdem Home 1871 in Petersburg vor einer Kommission von Gelehrten vollständig Fiasko machte, hat man wenig mehr von ihm gehört.

Wenn es auch ewig rätselhaft bleiben wird, warum die Geister ihre Lieblinge, die Medien, anführen und in den Ruf von Betrügern bringen, erscheint doch der Grund, warum Medien das Publikum zu betrügen versuchen, um so erklärlicher. Er schreibt sich mit vier Buchstaben und heißt: – Geld.

Die Medien werden bezahlt, oder sagen wir honoriert, wenn das geschmackvoller klingt. Spiritistische Vereine lassen auf ihre Kosten Medien kommen. Die Medien werden ehrfurchtsvoll empfangen, schließen sich mit den Gläubigen in ein dunkles Zimmer ein, machen etwa eine stundelang Dummejungsstreiche, nehmen ihr Honorar in Empfang und ziehen wieder von dannen. Die Zurückbleibenden glauben hierauf, experimentelle Beweise von der Unsterblichkeit des Geistes erhalten zu haben, das heißt, wenn das Medium sich die Finger nicht schwarz machte, denn dann wissen die Hinterbliebenen, daß nicht nur die Spieldose, sondern auch sie aufgezogen worden sind. Und Selbsterkenntnis ist, wie bekannt der Anfang der Weisheit.

Außer dem „Honorar“ fallen für ein geschicktes Medium noch allerlei Sporteln ab, denn es ist anzunehmen, daß das Medium, welches den Contregeist citierte, von den Erben der Witwe Lyon eine entsprechende Belohnung erhielt, und jenem Diamantendiebstahle durch Geister wäre noch eine andere Diamantengeschichte, in welcher dem Medium auf Anraten des Geistes ein wertvoller Ring geschenkt wurde, anzureihen, wenn sie nicht zu lang und für ihre Länge zu albern wäre.

Das Geisterbeschwören ist heutzutage ein Beruf einträglicher Art, vorausgesetzt, daß das Medium etwas kann.

Man wird sagen: vorausgesetzt, daß das Medium einen hinreichenden Überschuß von Perisprit hat, wenn die Geister gerne in seine Nähe kommen und sich durch ihn manifestieren. Alles Schwindel! Der Perisprit des Mediums ist seine Geschicklichkeit, seine Kunstfertigkeit. Ein solches Unding, wie den Perisprit, der Stoff ist, ohne Stoff zu sein, ein Nichtstoff, aus dem die Geister Körper, Gewänder, Blumen, Geisteröl und so weiter fabrizieren, hat noch niemand gesehen, weil er ersonnen wurde, um unerklärliche Erscheinungen erklärbar zu machen.

Es würde nicht schwer werden, an die Manifestationen der Geister zu glauben, wenn die Mitteilungen aus dem Jenseits nicht zu dumm, zu absurd wären, wenn die Kunststücke, welche die Geister in den Dunkelsitzungen ausführen, nicht einen allzu kindischen Anstrich hätten. Was sollen wir von dem Geiste Shakespeares halten, der, wie der Superintendent Henry Kiddle in New York in einem dicken Buche berichtet, weinend bekannte: Er bereue, Schauspiele geschrieben zu haben. Jede neue Aufführung derselben schmerze ihn. Hätte er doch nur fromme Schriften verfaßt! – Napoleon I. ist eine vollkommene Betschwester geworden. – Mozart sagt, die Töne, welche er jetzt von den Lippen der Engel höre, könne kein Sterblicher weder in seinem Herzen, seinem Verstand, noch in seiner Stimme finden. – Kolumbus erklärt, das von ihm entdeckte Land sei nur ein Brodkrümchen im Vergleich zum Jenseits, und was der Gemeinplätze mehr sind. Kein Geist hat bis jetzt aus dem Jenseits eine Mitteilung gemacht, die ein halbgebildeter Europäer nicht auch hätte konstruieren können. Durchschnittlich sind es jedoch bigott gefärbte Plattheiten, die in Amerika einen methodistischen, in Frankreich einen phrasenhaften, in Deutschland einen metaphysisch-konfusen Charakter annehmen, je nach der Veranlagung des Mediums. Deshalb sagt der in Bordeaux citierte Geist Martin Luthers gerade das Gegenteil von dem Luther, der in Henry Kiddles Töchterchen fuhr und sie zum Niederschreiben seiner Gedanken zwang.

Sogar Robinson und Don Quixote sind nicht nur citiert worden, sondern auch erschienen. Waren aber diese beiden nicht Phantasiegebilde des Dichters? Nur vermeintlich. Robinson, Don Quixote, Manfred, Marquis Posa und Karl Moor haben alle einmal gelebt. Später kamen sie als Geister und inspirierten den Dichter, der im Verzückungsstadium niederschrieb, was jene in Wirklichkeit durchmachten. Der Umstand, daß Gestalten der Dichterphantasie sich als veritable Geister manifestieren, ist ein Beweis für die Existenz von Geistern. So behaupten wenigstens die Spiritisten.

Sind die Geister in geistiger Beziehung mehr als schwach, so sind sie in materieller Hinsicht – albern. Sie poltern, klopfen, klingeln, werfen, schlagen, stoßen Stühle um, ziehen Musikdosen auf, spielen Ziehharmonika und Gitarre, setzen Stühle auf den Tisch und schmeißen sie wieder herunter.

Und auf Grund solcher Knabenstreiche wird vernünftigen Menschen zugemutet, die Unsterblichkeit des Geistes, als durch Experimente erwiesen, anzunehmen.

Ist das alles, was aus den Gemarkungen des unentdeckten Landes wieder zurück zur Erde kehrt? Lohnt sich deshalb das Sterben?

Oder ist das Jenseits der Ort, an dem man die geistig Gesunden einsperrt und nur den Verrückten freie Wiederkehr zur Erde gestattet?

Vor dem Jenseits hängt noch immer der dichte Vorhang, den wir Tod nennen. Aber im Diesseits ist es gelungen, den spiritistischen Spuk ans Licht zu ziehen und zu zeigen – wie es gemacht wird! – Damit wollen wir uns in dem nächsten Kapitel beschäftigen.

Spiritistische Enthüllungen II.

Schorers Familienblatt 5 (1884) 58–60

Wenn wir annehmen, daß die spiritistischen Wundererscheinungen durch Geister, durch unsichtbare, vernunftbegabte Wesen oder durch außernatürliche Kräfte zustande kommen, so bedarf es keiner Prüfung der von Zeugen verbürgten Thatsachen, denn mit dem Geisterreiche ist alles zu erklären und zwar in bequemster Weise. Der geringste Zweifel an der Mitwirkung des Geisterreiches bei den Wundern, die sich in spiritistischen Sitzungen ereignen, fordert jedoch zur Erforschung der Ursachen auf, die jenen zu Grunde liegen. Überall in der physischen Welt giebt es keine Wirkung ohne eine Ursache. Das Gesetz der Kausalität – des Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung – bietet nirgends eine Lücke, es ist dasselbe bis jetzt überall aufgefunden worden, wo die Forschung sich mit natürlichen Vorgängen beschäftigte, und auf Maß und Zahl zurückgeführt worden. Nur die spiritistischen Phänomene sollen bedenkllicherweise eine Ausnahme davon machen.

Wenn in einer Dunkelsitzung die Spieldose aufgezogen wird, während die Hände der Anwesenden sämtlich einander berühren, so muß eine den Schlüssel in Bewegung setzende Kraft vorhanden sein, die einem Wesen angehört, das freien Gebrauch von seiner Hand machen kann. Schwebt die Spieldose bald näher, bald ferner von dem Tische in dem Zimmer umher, so muß sie von jemand getragen werden, der imstande ist, sich frei zu bewegen. Die Schwerkraft bedingt das ruhige Verweilen der Spieldose auf dem Tische. Da dieselbe sich aber gegen das Gesetz der Schwere erhebt, und in der Luft umherfliegt, ohne zu fallen, so muß eine der Schwere entgegenwirkende Kraft thätig sein. Diese Kraftäußerung geht von keinem der anwesenden Menschen aus, von denen der eine des anderen Hände kontrollierend berührt. Notwendig muß aber diese Kraftäußerung eine Ursache haben, deren Wirkung das Fliegen und Schweben der Spieldose ist, und zwar eine außernatürliche, da Spieldosen sich nicht von selbst erheben und entfernen. Es kann daher nur ein übernatürliches Wesen – ein Geist – das Wunder vollbringen.

Wie aber, wenn das Medium eine Hand frei hätte und ohne Geisterhilfe mit der Spieldose operierte? Wer beantwortet diese Frage? Nur das Medium, das allein imstande ist zu sagen, „wie es gemacht wird“.

In London erschien vor einiger Zeit ein Buch bei Griffith und Farran mit dem Titel: „Confessions of a Medium.“ – Die Bekenntnisse eines Mediums, das einen großen Teil des mediumistischen Schwindels klar darlegt. Der Verfasser, wie es scheint ein junger englischer Theologe, der sich den Namen Parker beilegt, war mit ganzer Hingabe Spiritist. Von dem Drange beseelt, in der spiritistischen Erkenntnis vorzudringen, setzte er sich mit einem der berühmtesten Medien in Verbindung und ward Begleiter und Gehilfe desselben, wofür ihm kontraktmäßig die Hälfte aller Einnahmen zugesichert wurde. In der Überzeugung, der segensreichsten Mission von der Welt zu dienen, machte Parker mit Thomson (so nannte er das Medium) gemeinschaftliche Sache, nachdem die Geister selbst sein Vorhaben guthießen. Parker hielt theoretische Vorträge über die spiritistischen Phänomene, während Thomson zauberte, und so lange glaubte Parker fest, daß alles mit Hilfe der Geister zginge, bis er entdeckte, daß Thomson schwindelte. Nachdem Parker seinem Meister verschiedene Kunstgriffe abgelauscht hatte, blieb Thomson nichts übrig, als seinem Schüler die Wahrheit voll zu enthüllen. Diese Enthüllungen bilden das Buch der Bekenntnisse, welches Parker schrieb, um das Treiben spiritistischer Medien von Profession zu entlarven.

„Als ich Sie zum erstenmale sah,“ sagte Thomson zu Parker, „wußte ich sogleich, daß Sie der Mann waren, den ich mir wünschte. Ich wußte auch, daß Sie mich nicht verraten würden. Im übrigen fürchte ich mich auch jetzt nicht davor, denn man würde mir glauben, wir hätten uns überworfen und Sie wollten sich rächen.“

Die „Bekenntnisse“ werden, wie Thomson richtig voraussetzte, von eingefleischten Spiritisten als ein Akt der Rache aufgefaßt und als ein ohnmächtiger Versuch angesehen, den Spiritismus in Mißkredit zu bringen. Die schlagenden Beispiele jedoch, welche hier mitgeteilt werden sollen, genügen, das Treiben der Medien zu kennzeichnen, wenn auch nicht alle Erscheinungen zur Sprache kommen und erklärt werden, da jedes Medium seine besonderen Methoden hat und uns der Raum verbietet, zu weit auszuholen.

Zur Erklärung der meisten Vorgänge während der Dunkelsitzungen genügt es zu wissen, daß das Medium eine seiner Hände aus der Kette befreit. Das wird auf folgende Weise gemacht.

Beim Beginn der Sitzung liegen des Mediums Hände nur eine kleine Strecke voneinander und berühren je eine Hand seiner Nachbarn rechts und links. Indem nun vorgeblich der Geist über das Medium kommt, fährt es zusammen, zittert, stöhnt und zuckt. Dabei zieht es langsam seine Hände und somit auch diejenigen seiner Nachbarn näher aneinander. Sind sie nahe genug, so zieht es plötzlich den kleinen Finger seiner rechten Hand von der Hand seines Nachbarn rechts, steckt aber sogleich dafür an die Stelle den Zeigefinger oder Daumen seiner linken Hand. Beide Nachbarn glauben, jeder eine andere Hand des Mediums zu berühren, während sie in Wahrheit nur eine Hand halten. Mit der freien rechten Hand kann nun das Medium die Spieldose aufziehen, und sich schwarz machen, wenn der Schlüssel derselben mit Farbe versehen wurde, wie dies bei Englington der Fall war. Er berührt die Anwesenden, hält ihnen Gerüche unter die Nase, spielt und schwingt die Gitarre, mit der er auch an die Zimmerdecke klopft, zieht mit den Füßen Stühle heran, die er auf den Tisch stellt oder umwirft, öffnet ein nahestehendes Piano und spielt darauf, und was dergleichen Manifestationen mehr sind, die, im Hellen ausgeführt, den Eindruck von Kindereien einfältigster Art machen würden.

In der That vollbringen die Geister in den Dunkelsitzungen keine anderen Dinge, als einem Menschen auszuführen möglich sind, der sich nur auf Armeslänge von dem Tische entfernen kann. Da ferner die geistigen Mitteilungen niemals über den Horizont des Mediums hinausreichen, so geht man nicht fehl, anzunehmen, daß es nicht Geister sind, welche den Unfug machen, sondern – die Medien.

Thomson brachte zu seinen Produktionen stets ein Tamburin ohne Trommelfell mit. Mit diesem Ringe konnte er Musik machen, ohne die Hände aus denen seiner Nachbarn zu entfernen. Er ergriff nämlich den vor ihm liegenden Ring mit den Zähnen und warf ihn sich geschickt über den Kopf um den Hals. Dann faßte er einen bereitliegenden Stift mit dem Munde, bückte sich mit dem Oberkörper auf den Tisch und schob das Griffbrett der Gitarre in den Tamburinring. Wenn er sich dann aufrichtete, so ward die Gitarre, von dem Ringe gehalten, gegen die Brust des Mediums gestützt in die Höhe gehoben und zwar so, daß die Saiten sich vor dem Gesichte des Mediums befanden. Mit dem Stift im Munde berührte Thomson die Saiten und brachte sie zum Tönen. Die Geistermusik war fertig. Befreite das Medium nun noch seine Hand in der angegebenen Weise, so konnte er mit der Glocke läuten, Nahesitzende kneifen und stoßen, und die Spieldose bald fern, bald nah erklingen lassen.

Letzteres Kunststück ist sehr einfach. Öffnet das Medium den Deckel der Dose, so ertönt sie scheinbar näher, schließt er ihn, scheint sie entfernter zu sein. Soll die Dose das Zimmer verlassen und draußen spielen, so schiebt das Medium sie unverfroren auf den Stuhl und setzt sich darauf.

Das Emporschweben des Tisches bewirkt das Medium dadurch, daß es seinen Kopf unter die Tischplatte steckt und die Hände fest darauf drückt.

Als einstmals ein alter Herr während einer Sitzung die „fliegende Gitarre“ festhalten wollte, schlug ihm Thomson das Instrument so heftig auf den Schädel, daß der Boden zerbrach und der Kopf des Vorwitzigen schmerzlich darin eingeklemmt war. Die Anwesenden sagten, das sei ein Werk der erzürnten Geister. Thomson aber erklärte Parker: „Ich liebe die Gitarre in meinen Sitzungen, sie ist eine treffliche Schutzwaffe.“

Die Medien müssen sich fleißig üben, die subtilsten Arbeiten im Dunkeln verrichten zu können. Zu vielen Produktionen gehört eine athletische Körperkraft, um schwere Möbel von der Stelle zu bewegen, ja selbst Sofas auf den Tisch zu stellen.

Fürchtet das Medium entdeckt zu werden, so fällt es in Entzückungsschlaf oder gar in Krämpfe. Erschweren Vorsichtsmaßregeln, deren Umgehung ihm nicht gleich gelingt, die Zaubereien, so ereignet sich nichts, dann wollen die Geister nicht kommen. Die Hauptsache ist jedoch die Vertrauensseligkeit der Gläubigen, diese ist auch „Perisprit“, das rechte Mittel zum Gelingen des vermeintlichen Geistespuks.

Thomson erklärte seinem Schüler: „Ich will lieber mit Gelehrten, als mit Kaufleuten zu thun haben. O, eure Männer der Wissenschaft wurden herrlich an der Nase herumgeführt. Gebt mir nur Gelehrte für meine Sitzungen. Ich könnt ihnen ebenso leicht mitspielen wie Blinden. Mit ihnen seid ihr so sicher wie mit Gentlemen. Mag da selbst einer ein Skeptiker sein – wenn er sein Wort gegeben hat, die Bedingungen einzuhalten, so ist er Gentleman genug, um es nicht zu brechen!“ – Und die ehrlichen Gelehrten gaben sich redliche Mühe, die Faxen der Schwindler wissenschaftlich und philosophisch zu erklären!

Die „Confessions“ enthalten noch eine Menge von Enthüllungen; dem deutschen Leser empfehlen wir ferner „Die Grundgedanken des Spiritismus“ von Dr. Fritz Schultze (Leipzig, E. Günthers Verlag), wenn ihm die hier mitgeteilten Enthüllungen noch nicht ausreichend zum Beweise für den Medienswindel erscheinen sollten.

Die Richtigkeit der in den „Confessions“ dargelegten Kunstgriffe habe ich praktisch zu erproben Gelegenheit genommen, indem ich selbst unter der Assistenz eines Freundes „Medium“ spielte. Es waren einige an den Spiritismus glaubende Damen in Berlin, welche gehört hatten, daß ich mit meinem Freunde

– gewöhnlich kurzweg das Medium genannt – in Privatkreisen merkwürdige Experimente im Hellsehen angestellt hätte und die nun wünschten, von einem Gegner des Spiritismus Beweise zu erhalten, daß es dennoch rätselhafte, übernatürliche Erscheinungen gäbe. Ich erkläre gleichzeitig, daß das Rezept zum Hellsehen von dem französischen Taschenspieler Robert Hondin stammt und auf einer geistreichen Kombination von Stichworten beruht, die dem Uneingeweihten entgehen. Auch Thomson und Parker bedienten sich nach den „Confessions“ ähnlicher Stichworte, um sich zu verständigen.

Unsere Sitzung begann mit der Magnetisierung des Mediums, das seine oft exekutierte Rolle als magnetisch Schlafender auch diesmal trefflich durchführte. Mit verbundenen Augen nannte es die Gegenstände, welche meine Hand berührte, beschrieb einen Ring, den eine Dame am Finger trug, und den es vorher nie gesehen. Als es nicht mehr hellsehen mochte, fiel es, nach Medienart, erschöpft vom Stuhl und wurde mit belebenden Essenzen wieder zu sich gebracht. Dies alles machte sich so schaurig, daß wir für die nun folgende Dunkelsitzung gewonnene Position hatten. Unser Publikum war von unserer Medienschaft überzeugt. In der Dunkelsitzung gelang mir der Austausch der Finger und das Freimachen der rechten Hand nach Thomsons Vorschrift leichter, als ich erhofft hatte. Trotzdem aber kam ich nicht zur vollen Ausnutzung der mitgebrachten Geisterklapper und anderer Requisiten, denn selbst die leiseste Bewegung des freien Armes wurde bemerkt. Ich hatte das wichtigste Instrument vergessen – die Spieldose.

Jetzt ward mir klar, warum die Geister so gerne Spieldosen aufziehen und dies Instrument so außerordentlich lieben. Die Musik verdeckt das leise Geräusch, welches das Medium macht, wenn es den Arm bewegt, aufsteht, Gegenstände aus der Tasche nimmt und so weiter. Seit dieser Beobachtung bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß überall, wo Musikdosen, Musik überhaupt, Gesang, Harmoniumspiel und dergleichen in spiritistischen Sitzungen zur Anwendung kommen, die Medien den größten Schwindel treiben. Und fast von allen Sitzungen wird berichtet, daß die Geister den Anfang ihrer Produktion mit der Spieldose machen!

Waren die Geister, wegen Abwesenheit der Spieldose, in der Dunkelsitzung auch renitent, so zeigten sie sich um so dienstfertiger bei den Experimenten des Tischrückens. Als das Stichwort kam, übte mein Medium den verabredeten Druck auf die Tischplatte aus, ich hob von meiner Seite, und der Tisch klopfte. Wir fragten, ob ein Geist anwesend sei? Der Tisch bejahte durch einmaliges Aufklopfen. – „Wo steht der Geist?“ Der Tisch drehte sich, der Geist stand neben dem Medium. Durch Klopfen erfuhren wir, daß der Geist Daff heiße und vor zweitausend Jahren in Indien gelebt habe. Wenn es gewünscht worden wäre, hätten wir auch einen alten Pharaonen citiert. Auf das Alter kommt es gar nicht an.

Daff brachte uns nun verschiedene Geister. Zuerst Auerbach. Wir fragten, welches von seinen Werken er für das beste hielte? Er antwortete durch den klopfenden Tisch: Alle! – Dann kam Schiller. – Wo steht dein schönstes Denkmal? – In eurem Herzen! – Auf die gleiche Frage antwortet nachher Goethe: Im Tiergarten!

Die Antworten des Tisches werden durch Klopfen angezeigt. Jeder Schlag mit dem Fuße gilt als Buchstabe des Alphabets. Kann man das Wort erraten, so fragt man, ob es richtig sei, worauf der Tisch das Ja durch einen, das Nein durch drei Schläge äußert.

Eine Dame fragte, ob der Tisch den Anfangsvers ihres Lieblingsgedichtes sagen könnte. Der Tisch nannte ihn. Ob er den Anfang eines Briefes, den sie erhalten habe, wüßte. Auch hier antwortete der Tisch richtig. Die Dame ging an den Schreibtisch und schrieb ein Wort auf einen Zettel. Der Tisch buchstabierte auch das Wort.

Alles das geschah ohne Hilfe der Geister. Durch welche magische Kraft aber war der Tisch imstande, den Anfang des Briefes, das niedergeschriebene Wort zu nennen? Ganz einfach. Die Dame, welche den Anfang und das Wort kannte, verriet beides, ohne es selbst zu wissen.

Ist der Tisch nämlich erst in Bewegung – je leichter derselbe ist, um so besser – so konzentriert sich die Aufmerksamkeit der Teilnehmer auf das Resultat des Klopfens. Sobald nun der betreffende Buchstabe, mit dem das zu erratende Wort beginnt, an die Reihe kommt, übt die Person, welche das Wort kennt, unwillkürlich einen leichten Druck auf die Tischplatte aus und zögert einen Moment, um zu erwarten, ob auch der Tischfuß aufschlagen wird. Dieses Zögern, diesen Druck empfindet das Medium ganz deutlich in seinen Fingern und läßt den Tisch durch einen leichten Druck seiner Muskeln den Schlag ausführen. Geht das Experiment schief, rät der Tisch falsch, so hat niemand schuld als – der den Tisch lenkende Geist. Die Medien sind über allen Zweifel erhaben.

Als mein Medium die Arroganz hatte, Goethes Geist zu fragen, ob er schon die von ihm kürzlich verfaßten Gedichte gelesen hätte, ließ ich den Tisch mit ja antworten, als ich jedoch auf die Frage, wie Goethe dieselben fände, das Wort „dumm“ dirigieren wollte, merkte das Medium die Absicht und arbeitete meinen Intentionen aus freilich begreiflicher Eitelkeit entgegen. Es kam ein sinnloses

Buchstabengewirr zustande und polternd fiel der Tisch um. Goethes Geist war zornig geworden. Weil das Medium sich so geschickt gewehrt hatte, erhielt es auch nachher keinen Verweis.

Wir galten in jenen Kreisen eine Zeitlang als wirkliche Medien, aber als eine der Teilnehmerinnen später in einer Familie behauptete, Thatsachen erlebt zu haben, die nur durch Geister zu erklären seien und den Namen meines Mediums, sowie den meinigen als die der Urheber nannte, wurde ihr lachend bedeutet, daß sie in netten Händen gewesen sei; es wäre nicht das erste Mal, daß wir spiritistische Vorstellungen gegeben hätten.

Mir aber war darum zu thun, die Kunstgriffe aus den „Bekanntnissen“ selbst einmal zu erproben und ich glaube, daß, wenn jemand sich fleißig als Medium übt, es ihm nicht schwer fallen wird, im Kreise gläubiger Spiritisten den unerklärlichsten Geisterspuk hervorzubringen – aber ohne Geister.

Hiermit endige ich auch meine Bekanntnisse und hoffe, daß es gelingen wird, alle sogenannten übernatürlichen Erscheinungen auf natürliche Ursachen zurückzuführen, namentlich aber auch jene Vorkommnisse, deren Ergründung dem Psychologen und dem Irrenarzte überlassen bleiben muß, die auf das Gebiet gestörten Geisteslebens hinübergreifen und ebenfalls vom Spiritismus in Beschlag genommen werden.

Denn es ist keine Wirkung ohne eine entsprechende Ursache.

Künstliche Träume

Schorers Familienblatt 5 (1884) 429

Während des Schlafes – im Traume – hat jeder Mensch seine eigene Welt, wogegen er im Wachen mit allen andern teil an der gewöhnlichen Welt der Wahrnehmung hat. Wenn ich träume, sieht kein zweiter den Traum, den ich durchlebe, ebensowenig wie es mir möglich ist, die Bilder wahrzunehmen, welche das geschlossene Auge eines Schlafenden schaut. Am hellen Tage jedoch sehen die mit normalen Sinnesorganen begabten Menschen dasselbe Licht und die Farben, in denen es von den Gegenständen zurückgeworfen wird, sie hören und empfinden unter gleichen Bedingungen gemeinschaftlich dasselbe.

Wie aber verhält es sich mit der Traumwelt, die jeder einzelne sich aufbaut. Werden ihm die Träume von einer außerirdischen Macht, von einem Traumgott, einem vierdimensionalen Wesen gebracht oder hängen sie mit der Außenwelt zusammen, der ein Schlafender durch die Arbeitseinstellung der Sinne entrückt wird, sobald die Ermüdung ihre Rechte völlig geltend macht?

Hier kann nur das Experiment entscheiden, die Beobachtung. Ist man imstande, das Traumleben durch äußere Einwirkungen, durch Reize auf den Schlafenden zu beeinflussen, so ergibt sich, wenn hierbei gewisse Regelmäßigkeiten entdeckt werden, daß die Träume mit der gewöhnlichen Welt der Wahrnehmung in Zusammenhang stehen und keine Offenbarungen aus über- oder außerirdischen Regionen sind.

In der That hat die Beobachtung ergeben, daß viele Träume die Folge von äußeren Reizen auf die schlummernden Sinnesorgane sind. Während des Schlafes sind die Augen geschlossen und die Wirkung des äußern Lichtes auf die Netzhaut ist aufgehoben. Trotzdem kann jedoch ein helles, plötzlich auf die geschlossenen Lider fallendes Licht die Sehnerven und das Bewußtsein erregen. Die Strahlen des Mondes, welche den Schlummernden treffen, sind oft die Ursache von Träumen, in denen der Schlafende sonnenbeschienene Landschaften zu sehen vermeint und religiöse Menschen himmlische Verklärung zu erblicken glauben.

Äußere Geräusche, welche nicht stark genug sind, um den Schläfer zu erwecken, veranlassen Träume, der Klang einer Glocke, das Ticken einer Uhr erregen die Phantasie des Schläfers. Alfred de Maury, der zahlreiche Experimente an sich anstellte, um den Erfolg äußerer Reizung auf den Geist während des Schlafes zu erforschen, erzählt, daß, wenn eine Pincette in der Nähe seines Ohres in Schwingungen versetzt wurde, er von Glocken, Sturmgeläut und den Ereignissen der Revolution träumte.

Blumengeruch im Zimmer wird leicht Veranlassung zu Gesichtsbildern von Treibhäusern, Gärten und exotischen Gegenden. Der Träumende vermeint nicht zu riechen, sondern glaubt den riechenden Gegenstand und diesem verwandte Erinnerungsbilder zu sehen. So kann eine ausgeblasene Wachskerze oder ein Tannenreis einen Weihnachtstraum herbeizaubern, der Duft eines Parfums die Traumgestalt einer Person verkörpern, welche den betreffenden Wohlgeruch an sich zu haben pflegt.

Die größte Rolle spielt der Tastsinn. Maury fand, daß, wenn seine Lippen geprickelt wurden, seine Traumphantasie diesen Eindruck als den eines Pechpflasters auslegte, das von seinem Gesicht abgerissen wurde. James Sully erwachte einmal aus einem schrecklichen Traume, in dem er der festen Überzeugung war, die Hand irgend eines andern im Bette ergriffen zu haben, und quälte sich mit entsetzlichen

Vermutungen, was dies sein könnte. Ganz munter geworden, fand er, daß er auf seiner rechten Seite gelegen und das Gelenk seiner rechten Hand umfaßt hatte, welche durch den Druck des Körpers unempfindlich geworden war.

Das Gefühl, man falle in einen tiefen Abgrund, wird von Professor Mundt auf eine unwillkürliche Streckung des Fußes im Schlafe zurückgeführt. Störungen der Atmungsbewegungen verursachen das bekannte Fliegen im Traume. Wurden der Mund und die Nasenlöcher tiefschlafender Leute zum Teil mit Bettüchern bedeckt, so entstanden Atemnot, Rötung des Gesichtes und die Schläfer suchten die Tücher abzuwerfen. Ward der Träumende alsdann aufgeweckt, so hatte er Alpdrücken gehabt und erzählte von einem scheußlichen Tiere, das ihn niederzudrücken versucht hatte.

Besonders merkwürdig ist die Geschichte, welche Scherner von künstlichen Träumen mitteilt. Ein junger Mann nämlich, der keine Gegenliebe bei seiner Angebeteten fand, wußte es zu veranlassen, daß sein Name öfter in das Ohr der Hartherzigen geflüstert ward, wenn sie schlief. Die Folge davon war, daß Prinzess Kieselstein pflichtschuldigt von ihm träumte und daß die wiederholten Träume eine glückliche Umwandlung ihres Gefühles herbeiführten.

Krankhaft gesteigertes Traumleben äußert sich oft als Nachtwandeln. Der Schlafwandelnde weiß erwacht nichts von den Verrichtungen, die er ausführte. Zuweilen durchlebt der Schlafwandelnde im Traumzustande ein zweites Dasein. Dr. Mesnat berichtet von einem jungen Manne, der im Nachtwandeln einen Selbstmordversuch anstellte, erwacht denselben verabscheute, aber ihn wiederholte, als er wieder in den Zustand des Somnambulismus geriet. – Ein Lehrbursche glaubte schlafwandelnd ein wohlbegüterter Familienvater zu sein und führte diese Rolle allnächtlich in konsequenter Weise durch, wovon er im wachen Zustande keine Ahnung hatte. Sein Gedächtnis war daher ein zweifaches: Das eine bezog sich auf die Erlebnisse in der gewöhnlichen Welt der Wahrnehmung, das zweite auf die Erlebnisse im Traume.

Auch dieser Zustand kann künstlich an geeigneten Personen durch die Hypnose hervorgerufen werden, wie Dr. Rieger in Würzburg konstatiert hat. Eine Patientin wurde durch Hypnotisieren dahin gebracht, daß sie ihre Umgebung nicht mehr kannte. Sie glaubte in ihrer Wohnung zu sein, sie konnte die Anwesenden mit der größten Leichtigkeit zählen, aber hielt dieselben für andere Menschen, als sie wirklich waren. Einer derselben versprach ihr, als sie über Schulden klagte, die ihr Sorgen machten, dieselben zu bezahlen. Im Normalzustand wußte sie jedoch nichts mehr davon und wollte von dem Geständnis nichts wissen. Als sie später wieder hypnotisiert wurde und man sie an ihre Schulden erinnerte, sagte sie verächtlich: „Ja, neulich hat mir ein Herr versprochen, meine Schulden zu bezahlen, aber es doch nicht gehalten.“

Auch hier war das doppelte Gedächtnis vorhanden und zwar das eine für den wachen, das andere für den künstlich hervorgerufenen, schlafwandelnden Zustand. Das Experiment und die Beobachtung zeigen auf das deutlichste, daß unter Umständen nicht nur die Träume, sondern auch das bis zum Schlafwandelnde gesteigerte Traumleben durch äußere Reize beeinflusst werden können und daß die exakte Untersuchung des Traumes möglich ist. Die Erforschung des Traumlebens erweist sich als notwendig zur Erklärung jener düstern Erscheinungen des Seelenlebens, welche dem wachen Träumen, dem Entrücktsein der Wirklichkeit gleichen, obgleich die Sinnesorgane nicht schlafen, und die gemeinhin als Irrsinn bezeichnet werden.

Das Geheimnis der Wünschelrute I.

Schorers Familienblatt 5 (1884) 649–650

Wenn es auch zum sogenannten guten Ton gehört, die Wünschelrute und was damit zusammenhängt, als überwundenen Unsinn oder bedauerlichen Wahn früherer Zeiten zu betrachten, den man in unserer aufgeklärten Zeit mit Stillschweigen behandeln muß, um nicht das mitleidige Lächeln derer heraufzubeschwören, die alles wissen und vielleicht noch ein wenig mehr, so will ich trotzdem mich mit dem vorurteilslosen Leser in dem folgenden über die Wünschelrute unterhalten, die, wie wir sehen werden in alter Zeit ein magisches Instrument war, jetzt aber möglicherweise ein Hilfsapparat für wissenschaftliche Forschung werden kann. Es ist merkwürdig, daß von der Wünschelrute nicht nur bereits die Rede in den ältesten Schriften ist, welche von der Natur und ihren Rätseln handeln, sondern als eine noch größere Merkwürdigkeit muß der Umstand betrachtet werden, daß sie heute noch in einzelnen Gegenden praktische Anwendung beim Aufsuchen unterirdischer Wasserläufe findet, wie vor Tausenden von Jahren. Nach kabbalistischer Sage ist die Wünschelrute so alt wie das Menschengeschlecht und wurde von Adam aus dem Baum des Lebens geschnitzt, in der nordischen Mythologie kommt sie öfters vor, Jakob Grimm ist der Meinung, daß der Flügelstab des Hermes aus der Wünschelrute hervorgegangen sei,

Plinius erzählt, daß die Etrusker sich ihrer zum Wasserfühlen bedienten. Einige nehmen auch an, der Stab des Moses sei eine Wünschelrute gewesen, mit deren Hilfe er in der Wüste Wasser entdeckt habe.

In den Schriften des Mittelalters wird von der Wünschelrute wie von einer bekannten alltäglichen Sache gesprochen, im Jahre 1490 erschien sogar ein Buch von Basilius Valentinus, das als eine Anleitung zum Gebrauch der Rute zu betrachten ist. Den Brunnengräbern, den Bergleuten und den Schatzsuchern war die Rute unentbehrlich.

Gewöhnlich schnitt oder brach man die Wünschelrute aus einer Haselstaude und zwar einen Gabelast, dessen beide Reiser womöglich gleiche Dicke besaßen. Am besten eignete sich dazu ein junger einjähriger Wurzelschoß. Auch spaltete man eine Haselrute der Länge nach derart auf, daß sie an dem einen Ende noch zusammen hielt und nahm sie alsdann in beide Hände. Zeidler gibt in seinem Pantomysterium folgende Anleitung zum Halten der Rute: „Man nimmt sie in beide Hände, nämlich in jede ein Stöckchen (Ast) also, daß man sie zwischen dem kleinen und Goldfinger mit aufwärts gekehrten Händen fasset, da sie sich dann, wo etwa Metall, oder was man sonst sucht, vorhanden ist, niederwärts drehet. Man fasset sie auch wohl mit zwei andern Fingern, mit dreien oder gar mit allen vieren. Die gemeinste Art sie zu halten ist diese: Fasse sie, daß beide Enden in beiden Händen im untersten Gelenk des Zeigefingers zu liegen kommen, lege beide Daumen darauf, wende die inwendigen Hände zu dir, laß die Daumen aufwärts von dir wegstehen, greife mit allen Fingern zu, daß die Rute oben im mittelsten Gelenke des kleinen Fingers liege, ziehe sie ein wenig auseinander, halte sie so fest als du kannst, also daß sie ein wenig vorwärts sich neige, deine beiden Hände und das Gesicht in einer geraden Linie stehen.“

Wer einen Gabelzweig nach dieser Vorschrift anfaßt, der wird bald finden, daß die Muskeln des Armes in eine ungewohnte Lage und ungewohnte Spannung geraten und daß die Rute, welche etwa zwei und einen halben Fuß (80 Centimeter) lang sein muß, wie eine elastische Feder auf die Hände und die Arme wirkt. Man kann durch Nähern oder Entfernen der Hände die federnde Rute leicht dazu bringen, daß sie sich nach unten oder nach oben bewegt. Damit jedoch die Lage der Hände möglichst unverändert bleibt, ist es erforderlich, die Oberarme fest an den Körper zu legen.

Langsamem Schrittes geht der Rutenschläger über die Orte hinweg, an denen er Wasser oder Metalle vermutet. Dort wo sich eine Erz- oder Wasserader befindet, senkt oder hebt sich die Rute mit unwiderstehlicher Gewalt. Sie „schlägt“ wie es in den alten Schriften steht.

Je nachdem der obere Teil der Wünschelrute ausgehöhlt und mit Wachs, Gold, Quecksilber, Markasit (Strahlkies) und anderen alchemistischen Stoffen angefüllt worden war, nannte man dieselbe Feuerrute, Brandrute, Springrute, Unterrute, Oberrute u.s.w. und wählte bald die eine, bald die andere Art zum Spüren von Gold-, Silber-, Erz- und Wasseradern. Die Springrute brauchte man zum Schatzgraben, die mit Quecksilber gefüllte Unterrute sollte besonders auf Gold und Silber schlagen, die gewöhnliche „Schlagrute“ fand früher, wie noch heute Verwendung beim Quellensuchen. Aber auch die Form der Rute, sowie die Art ihrer Handhabung war verschieden. Man nahm auch einen Zwieselast, entweder von einer Haselstaude, Erle, Eiche, einem Apfelbaum oder Dorn, ungefähr eine Elle lang und einen Finger dick, legte ihn auf den Rücken der ausgestreckten Hand, also daß er sich im Gleichgewichte befand und schritt langsam vorwärts. Ueber einer Quellader angelangt bewegte sich der Ast. Auch bei dieser Art, die Wünschelrute zu halten, war es notwendig, den Oberarm fest an den Körper zu legen.

Desgleichen nahmen Wassersucher einen langen Haselschößling, faßten die beiden Enden mit ihren Händen, bogen ihn ein wenig krumm und trugen ihn während des Suchens horizontal. „In dem Augenblick nun, da sie über eine Quelle gehen, wird sich solcher Stab drehen und der Bogen sich nach der Erde zuneigen.“

Von einer dritten Art, die Wünschelrute zu fassen, meldet Pater Athanasius Kirchner [!] (1646), daß sie in Deutschland viel ausgeübt werde. „Man nehme nämlich einen Schößling von einer Haselstaude, so ganz gleich und ohne Knoten, schnitte ihn in zween gleiche Theile von einer Länge, höhle darauf den einen Theil wie ein Näpfchen aus und den andern spitze man zu, also, daß man ein Teil in das andere stecken könne und trägt es also zwischen den beiden Zeigefingern. Wenn man nun über Bergadern gehet, so bewegeten und beugeten sich solche Stöckchen.“

Ich habe diese verschiedenen Arten der Wünschelrute hier angeführt, um zu zeigen, daß schon früher erkannt wurde, wie gleichgültig die Form der Rute bei der Procedur des Wasser- und Erzspürens ist. Ja, man ging sogar so weit, die gabelige Haselstaude und das Holz ganz zu verlassen und verfertigte Ruten aus Draht und Fischbein. Zeidler sagt, daß man gleichen Erfolg nicht nur mit Zangen, Degen, Büchern und Lehnstühlen, sondern auch mit Knackwürsten und Tabakspfeifen habe. Schon im Nibelungenliede wird von einer goldenen Wünschelrute gesprochen, denn es heißt Strophe 1153:

Es lag der Wunsch darunter, von Gold ein Rütelein.

Wer das erkundet hätte, der mochte Meister sein

Wohl auf der ganzen Erde über jeglichen Mann.

Wer die goldene Wunderrute besaß, konnte den Hort durch das Auffinden neuer Schätze mehren und mit dem Golde der Erde Herr und Meister über alle werden.

Aus allen diesen technischen Mitteilungen über die Wünschelrute geht zur Genüge hervor, daß die Gestalt und das Material der Rute als ziemlich nebensächlich zu betrachten sind, denn ein größerer Unterschied als der zwischen der Goldrute des Nibelungenschatzes und einer Knackwurst läßt sich wohl kaum denken und es ist sehr gut erklärlich, daß ein solches Durcheinander von Wünschelruten Mißtrauen und Abneigung gegen das Rutengehen überhaupt hervorrief. Gelehrte Männer schrieben daher auch Schriften, in denen sie die Wünschelrute für Aberglauben und Ungereimtheit erklärten.

Hierin wurden sie dadurch bestärkt, daß die Rute nicht nur verborgenes Erz und Wasser, sondern verrückte Grenzsteine, gestohlenen Gut, Geld, unbekannte Wege, Diebe und Mörder entdecken sollte. Sogar die Justiz nahm in ratlosen Fällen ihre Zuflucht zur Wünschelrute, um Verbrechern auf die Spur zu kommen. Berühmt ist der Fall, in welchem der Bauer Jaques d'Aymar in Lyon den Mörder eines Ehepaares angeblich mit Hilfe der Wünschelrute entdeckte, obgleich hierbei der Zufall eine größere Rolle gespielt zu haben scheint, als die magische Gerte. Dazu kam, daß die Wünschelrute sich ebenso oft nicht bewährte, als sie mit Erfolg gehandhabt wurde, wodurch das Mißtrauen nur gefördert wurde und häufiger Betrug ließ es gut erscheinen, das Treiben mit allen Mitteln zu bekämpfen. Die Wünschelrute wurde in Verruf gethan. Das entscheidende wäre allerdings das Experiment gewesen, allein das Gelingen desselben ist nicht von der Wünschelrute abhängig, die, wie wir hier gesehen haben, sehr verschieden gestaltet sein kann, sondern von der Person, welche sie hält. „Es ist nicht allein dieses wahr, daß nicht ein jeder die Gabe hat, daß ihm die Wünschelrute auf Wasser, Metall, gestohlene Sachen oder Missethäter schlage,“ schreibt schon Vallemont, „sondern es verliert auch diese Gabe gar oft ihre Kraft, also daß ich selbst erfahren, daß eben die Person, der sie zuvor zum öfteren geschlagen, nachmals solche Kraft nicht mehr gehabt. Es ist auch dies wahr, daß diese Wirkung bloß der Person zuzuschreiben ist, so solche trägt.“ Da die Rute nicht jedermann schlägt, so ist die Anstellung von Experimenten nach dieser Richtung hin nicht beliebig zu jeder Zeit zu ermöglichen, wie Experimente mit physikalischen Apparaten. Beruhte das Rutenschlagen nur auf Betrug, insbesondere auf Selbstbetrug, so würde die Wünschelrute sicherlich nicht aus grauer Urzeit bis auf den heutigen Tag die Rolle beibehalten haben, welche ihr eigen ist, denn nicht nur in einzelnen Gegenden Deutschlands hilft sie noch bei dem Wassersuchen, sondern auch in Amerika bedient man sich zu gleichem Zwecke des Gabelzweiges von der Witch-Hazel (Hexen-Hasel, *Hamamelis virginica*) in den Ansiedlungen. Es ist daher zu untersuchen, unter welchen Umständen der als Wünschelrute dienende Gegenstand in Bewegung gerät, und welche Erklärungen des seltsamen Schlagens der Rute bei gewissen Personen zur Zeit gegeben werden können, um dem Geheimnis der Wünschelrute auf die Spur zu kommen. Einige überraschende Entdeckungen unterirdischer Wasserläufe mittelst der Wünschelrute, von denen ich Kenntnis erhielt, veranlaßten mich der Sache näher zu treten und als sich herausstellte, daß die Rute auch in meiner Hand schlug, stellte ich eine Reihe von Experimenten an, die zu gunsten der Wünschelrute ausfielen. Von diesen und ihrem Zusammenhange mit den alten Überlieferungen, sowie von den daraus zu ziehenden Schlüssen soll in dem folgenden Artikel berichtet werden.

Das Geheimnis der Wünschelrute II.

Schorers Familienblatt 5 (1884) 683–684

Als in meiner engeren Heimat Holstein das sogenannte schwedische Verfahren in die Milchwirtschaft eingeführt wurde, welches zur raschen Abkühlung der Milch große Mengen von kaltem Brunnen- oder Quellwasser erfordert, stellte es sich gar häufig heraus, daß die vorhandenen Brunnen nicht ausreichten und neue angelegt werden mußten. So kam es, daß die Notwendigkeit, die erfolgreichste Lehrerin des Menschengeschlechtes, alle Mittel in Bewegung setzte, die zum Aufsuchen unterirdischer Wasserläufe dienen. Man zog Gelehrte zu Rat, welche nach der geologischen Gestaltung der Gegend die Stellen anzugeben suchten, an denen Quellen vermutet werden durften, es wurden Quellenfinder von Fach mit Aufträgen überhäuft und mit der Wünschelrute ward wacker gespürt. Bei dieser Gelegenheit ergab sich, daß das Rutengehen in Holstein nicht zu den Seltenheiten gehört, obgleich nicht gern davon gesprochen wird. Man fürchtet ausgelacht zu werden.

Auf einem Gute nun, dessen Pächter mir wohl bekannt, hatte man vergebens nach Wasser gesucht. Seit zwanzig Jahren waren Versuche gemacht, Brunnen anzulegen, allein stets mit negativem Resultat. Mit Hilfe der Wünschelrute gelang es jedoch, nicht nur eine ergiebige, sondern auch bequem gelegene Quelle

zu finden, welche den herabgeteuften Brunnen 10 Meter hoch mit dem schönsten Wasser füllt, so daß jetzt das neue Molkereiverfahren auch hier eingeführt werden konnte, auf welches man wegen Wassermangel sonst hätte Verzicht leisten müssen.

Dieser sonderbare Fall veranlaßte mich, nähere Erkundigungen einzuziehen. Auf mein Ersuchen schnitt der Rutengänger, ein einfacher Landmann, den Gabelzweig nach den Regeln der Kunst, zeigte mir, wie man ihn halten müsse und forderte mich auf, in einer bezeichneten Richtung versuchsweise vorwärts zu schreiten. Da ich weder nervös, noch sonst irgendwie zu geisterhaften Experimenten veranlagt bin, war ich von vornherein von der Erfolglosigkeit des Versuches überzeugt, aber um so überraschter war ich, als ich nach etwa zwanzig Schritten deutlich fühlte, wie die Rute scheinbar von unsichtbarer Gewalt nach unten gezogen wurde. Bei weiterem Vorwärtsschreiten nahm der Zug an Heftigkeit zu, ich vermochte die Rute nicht mehr zu halten, ihre beiden von den Händen fest umfaßten Enden drehten sich und die Spitze der Rute neigte sich senkrecht dem Erdboden zu. „Hier ist das Wasser!“ sagte der Mann. Als ich wieder einen oder zwei Schritte weiter ging, richtete die Rute sich wieder langsam auf. Ich hatte die Wasserader verlassen und zwar dieselbe Ader, welche den vorhin erwähnten Brunnen versorgt.

Ich wiederholte den Versuch, das Resultat blieb das nämliche und selbst mit verbundenen Augen gelang es mir, stets dieselbe Stelle mit Hilfe der Rute wiederzufinden.

In den nächsten Tagen besuchte ich einen ehemaligen Schulkameraden, von dem ich jetzt erfuhr, daß er ebenfalls Rutengänger sei, wie sein verstorbener Vater es gewesen war und eine reiche Quelle für seine Milchwirtschaft mit der Wünschelrute aufgefunden habe, und den ich um nähere Aufschlüsse bat, die mir gern gegeben wurden. Auch hier fand ich die mir vollkommen unbekannt unterirdischen Wasserläufe und wenn wir beide jeder mit einer Rute bewaffnet nebeneinander gingen, schlugen die Ruten gleichzeitig, sobald wir in die Nähe einer Wasserader kamen oder uns über derselben befanden. Später wiederholte ich die Versuche in der Nähe von Blankenese bei Hamburg, wo unzählige kleine Wasserläufe von den Hügeln kommend die Thalsole durchziehen und in die Elbe strömen. Bei der Ebbe sieht man sie aus dem Ufer hervorquellen und jedesmal leitete mich die Rute zu einem solchen Ausfluß, wenn ich mehrere Hundert Schritte vom Ufer entfernt den mehr oder minder kräftigen Bewegungen der Rute folgte, welche den unterirdischen Lauf des Wassers anzeigten.

Um nun zu sehen, ob sich Gesetzmäßigkeiten bei dem Rutenschlagen erkennen ließen, gab ich mir Mühe, Personen ausfindig zu machen, welche dieselbe Gabe des Rutenschlagens besitzen und da ich das Glück hatte, im Bekanntenkreise sowohl Herren als Damen zu ermitteln, welche „sensitiv“ sind, so konnte eine neue amüsante Unterhaltung in Scene gesetzt werden: das Wasserfühlen mit der Wünschelrute.

Dabei stellte sich nun heraus, daß an derselben Stelle, wo die Rute bei einer Person schlug, auch bei den übrigen der Zweig sich senkte und zwar war die Vorsicht getroffen, daß die Versuchspersonen einzeln herbeigeholt wurden und keine die Stelle vorher kannte. Ganz dieselben Resultate wurden erhalten, wenn ihnen die Augen verbunden waren. Ich kann daher nur bestätigen, daß es Personen giebt, in deren Händen die vorschriftsmäßig gehaltene Wünschelrute in abwärts und aufwärts drehende Bewegung gerät, sobald sie eine Stelle des Erdbodens beschreiten, unter der sich ein Wasserlauf befindet.

Bei vielen Personen bleibt die Rute in absoluter Ruhe, bei manchen ist die Bewegung derselben nur eine schwache, bei wenigen dagegen eine starke, die so heftig werden kann, daß die Rute zuweilen abbricht. Ein Festhalten derselben ist unmöglich, sie dreht sich mit unheimlicher Gewalt. In einer englischen Notiz lese ich, daß man in Cornwall glaubt, die Gabe des Rutenschlagens sei einem unter Vierzig eigen, ich vermute aber, daß sie viel häufiger gefunden wird, wenn man Proben anstellt.

Welche Kraft bewegt nun die Wünschelrute, was ist ihr Geheimnis?

Wir haben in dem ersten Artikel gesehen, daß es auf die Form und das Material der Rute nicht ankommt, daß jedoch bei dem Halten derselben die Muskeln der Arme in eine ungewohnte Stellung und Spannung gebracht werden und dies ist die Hauptbedingung zum Gelingen. Man schneide von einem Weidenbusch einen jungen Gabelschöß, dessen Gabeln möglichst dünn und schlank, und nicht dicker als ein Bleistift sind. Die Länge sei etwa die des ausgestreckten Armes, das Laub streife man ab. Außerdem muß die Rute frisch geschnitten sein, damit sie durch Austrocknen ihre Elastizität nicht verliere. Man faßt die mit dem Winkel nach oben gerichtete Rute mit beiden Händen so, daß die Daumen der Faust einander zugekehrt sind und drehe dann, ohne die Rute loszulassen, die Arme derart, daß die Daumen nach außen zu stehen kommen. Hierbei beschreibt die Rute einen vollen Bogen. Der Oberarm wird fest an den Körper gelegt und indem man sich ein wenig bückt, schreitet man langsam vorwärts, die Rute horizontal vor sich streckend.

Die Stellung des Körpers und der Arme wirkt in kurzer Zeit ermüdend auf den ganzen Organismus mit Ausnahme der gespannten Arme und Hände, die unbeweglich und mit einer eigentümlichen Starrheit

behaftet erscheinen, als wären sie dem Willen nicht in gewohnter Weise unterthan und doch sind sie es ganz allein, welche die Rute in Bewegung setzen. Sowohl das Annähern wie das Entfernen der Hände zu oder voneinander bringt die Rute dazu, daß sie nach unten schlägt, oder sich aufrichtet. Der Rutengänger aber wird sich dieser Bewegungen nicht bewußt, er führt sie unwillkürlich aus, sobald er gewisse Stellen des Erdbodens betritt. Er ist sogar der unumstößlichen Überzeugung, die Rute mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft fest zu halten, die sich trotzdem beugt und unter Umständen abbricht. Letzteres geschieht, wenn die eine Gabel der Rute merklich dünner ist als die andere.

Den Physiologen sind derartige automatische Bewegungen sehr wohl bekannt, die im gesunden wie im krankhaften Zustande vorkommen und sowohl beim Menschen wie bei Tieren beobachtet werden. Rätselhaft ist jedoch ihr Zustandekommen in den angegebenen Fällen, es ist unerklärlich, weshalb sie eintreten, sobald der Rutengänger sich über einer Wasserader oder nach dem Zeugnisse älterer Schriftsteller über einer Erzader befindet. Die mittelst der Wünschelrute aufgefundenen Quellen lassen sich nicht ableugnen und bestätigen auch die Berichte aus früheren Zeiten, welche mit den neueren Beobachtungen übereinstimmen, die wir zur Anregung von Versuchen mitgeteilt haben. Jeder, der Muße hat, einen Gabelzweig von der Weide oder der Haselstaude abzuschneiden und dem geeignete Plätze zur Verfügung stehen, an denen unterirdische Wasserläufe zu vermuten sind, kann die Experimente an sich und anderen Personen wiederholen und kontrollieren; es wird nicht schwer fallen, geeignete Personen zu finden, in deren Händen die Rute schlägt.

Auf welche Weise jedoch die automatischen Bewegungen in den gespannten Muskeln der Arme ausgelöst werden und inwiefern unterirdisch laufendes Wasser diese Auslösung bewirkt, dafür ist zur Zeit eine genügende Erklärung nicht zu geben, wohl aber läßt sich diese Erscheinung mit anderen Erscheinungen in Beziehung bringen, welche allerdings auch noch zu den Problemen der Nervenphysiologie gehören und der Erklärung harren.

Bringt man nämlich Platten von Gold, Kupfer oder andern Metallen bei durch Hysterie oder infolge von organischen Gehirnerkrankungen halbseitig gelähmten Personen auf die betreffenden Teile, welche total unempfindlich, muskelgelähmt, kalt und blaß sind und beim Einstechen von Nadeln nicht bluten, so bekommen diese Teile nach einigen Minuten Empfindung und Muskelkraft, werden warm und rot und bluten, wenn sie durch Nadeln verletzt werden. Auffallenderweise verliert die genau symmetrische Stelle der andern gesunden Körperseite ebensowohl Empfindung, Wärme und Lebensthätigkeit, als die kranke, mit Metall bedeckte Stelle gewonnen hat. Dabei wirkt auf den einen Kranken nur dies Metall, auf den andern nur jenes. Diese Experimente, welche ebenso seltsam erscheinen, wie diejenigen mit der Wünschelrute, sind zuerst von Burg angestellt und durch eine von der Societé de biologie in Paris ernannte Kommission bestätigt worden. Außerdem wird das Metallauflegen – die Metallotherapie – in der Heilkunst neuerdings viel angewandt.

Während Eisenmagnete auf gesunde Menschen keinen Einfluß auszuüben scheinen, hat Professor Thariot in der Salpêtrière, dem berühmten Krankenhause für Nervenleidende und Geisteskranke die Thatsache festgestellt, daß gewisse, höchst sensitive Personen, nachdem man denselben die Augen fest zugebunden, mit den Armen, ja sogar mit dem ganzen Körper einem von dem Arzte nach verschiedenen Richtungen hin bewegten Magneten folgten. Dr. A. Tamburini und Dr. G. Sepilli haben Hypnotisierte mit Magneten behandelt und gefunden, daß die bloße Annäherung eines solchen die Atembewegung beeinflusste, einzelne Finger, die Hand und den Arm hoch hob, als beständen die Glieder aus Eisen. In der Gegend der Rückenwirbel bewirkte die Näherung des Magneten, daß der Kopf sich nach hinten neigte und der Körper sich so krümmte, daß die Füße beinahe den Hinterkopf berührten. Solcherweise nahm der Körper eine Kreisbogenstellung ein, wobei der Atem tief und rasselnd und das Gesicht blau wurde. Diese geradezu schreckliche Wirkung eines Magneten auf einen Menschen, der durch Anstarren eines kleinen Gegenstandes in Schlaf versetzt worden ist, erscheint um so furchtbarer und rätselhafter, als gesunde Personen bei der Annäherung des Magneten nicht das geringste verspüren.

Aus diesen Thatsachen ergibt sich, daß sehr geringe physikalische Ursachen unter Umständen gewaltig auf das Nervensystem einwirken können. Bei dem Rutengehen sind die Arme und Hände in einen außergewöhnlichen Zustand versetzt, sie befinden sich in einer gewissen Spannung, welche durch die federnde Rute erhalten wird, dadurch werden sie vielleicht empfindlicher gegen Einflüsse, die für gewöhnlich wirkungslos sind.

Es kann nun möglich sein, daß ein unterirdischer Wasserlauf als Elektrizitätsleiter wirkt und einen Einfluß auf den Rutengänger ausübt, indem er durch elektrische Fernwirkung das Nervensystem angreift und dadurch die automatischen Bewegungen verursacht, welche die Drehung der Rute zur Folge haben. Mehr als eine Vermutung kann dieser Erklärungsversuch jedoch nicht sein. Sollte es indessen gelingen, die Einwirkung unendlich schwacher elektrischer Strömungen auf die gespannten Muskelgruppen der

rutenhaltenden Arme nachzuweisen, so könnte die Wünschelrute oder ein nach ihren Principien konstruierter Apparat dazu dienen, einerseits schwache Ströme zu ermitteln, andererseits aber dem Nervenphysiologen bei seinen Studien Hilfe leisten.

Die Hansenschen Experimente haben Veranlassung zum Studium des Hypnotismus gegeben. Burgs und Thariots metallothérapeutische Versuche sind die Grundlage eines neuen Heilverfahrens geworden, vielleicht ist es der Wünschelrute vorbehalten, auf dem Gebiete der Nervenlehre ebenfalls wichtige Aufschlüsse zu geben, zumal nach meinen Erfahrungen die Rutengänger nicht krankhaft veranlagt sind, sondern sich normaler Gesundheit erfreuen. Es gilt, den natürlichen Zusammenhang zu ermitteln, um das Geheimnis der Wünschelrute ganz zu ergründen, die mindestens so alt ist, wie die ältesten Überlieferungen und wahrscheinlich von Mose ebensowohl praktisch in der Wüste ausgenutzt wurde, wie sie heute noch zum Quellenauffinden in der alten wie in der neuen Welt nicht ohne Erfolg gebraucht wird.

Elpoal-i-Sela.

Nationalzeitung, 15. November 1885, Sonntagsbeilage, S. 1–2

Es ist ein merkwürdiges Werk, welches diesen Titel trägt, schon allein deshalb, weil sich auf jeder Seite genau tausend Konsonanten befinden und zwar je zwanzig der letzteren in der Seitenüberschrift und fünfunddreißig in jeder der achtundzwanzig Zeilen einer Seite.

Ein vernünftiger Mensch wird fragen: ist es nöthig, daß jede Seite tausend Mitlauter haben muß? worauf ein anderer vernünftiger Mensch ihm antwortet: keineswegs. Aber Herr Friedrich von Favrat in Wiesbaden, der Herausgeber von Elpoal-i-Sela, behauptet, es ginge nicht anders, da auf der letzten Haut der Urschrift es zum Schluß heiße „Aber man hat nicht mehr wie tausend dieser Zeichen um auszudrücken völlig den Sinn einer Haut in jeder Sprache der Welt. Sela.“

Ist nicht dies alles schon sehr merkwürdig? Wer kann widerstehen, ein Buch mit einem so seltsamen Titel, mit tausend Konsonanten auf jeder Seite zu studiren, zumal wenn er erfährt, daß die Originalausgabe aus einer Sammlung von hundert und vier Häuten besteht, die – mit einer Art Urschrift oder dergleichen beschrieben sind, welche bis jetzt nur von Herrn von Favrat entziffert wurde? Die von dem Herausgeber versprochene bibliographische Berichterstattung über die Urkunde selbst ist leider bis jetzt noch ausgeblieben, aber da das Opus durchaus den Stempel der klopfgeister-philosophischen Schriften trägt und mir außerdem mit der Bemerkung aus Wiesbaden zuzuging, daß dasselbe mit dem daselbst in Blüthe stehenden Spiritismus eng zusammenhänge, so erscheint ein längeres Warten auf den versprochenen bibliographischen Nachweis nicht geeignet, zumal die Beleuchtung spiritistischer Kundgebungen sich dringend herausstellt, sei es nur, um Schaden zu verhüten.

Durch den Verkehr mit den Geistern, welche sich in spiritistischen Cirkeln manifestiren, d. h. in Tische kriechen und klopfen, so lange gestaltlich erscheinen, bis die Medien entlarvt werden, schreiben, reden, Spieldosen aufziehen, haben hervorragende Spiritisten Kenntniß von Dingen erlangt, die uns gewöhnlichen Sterblichen geradezu unfaßbar bleiben, weil sie uns entweder zu hoch liegen, oder weil sie zu abgeschmackt sind. Die vielfach besprochene „vierte Dimension“ ist der höchste Trumpf, den die spiritistischen Philosophen ausgespielt haben. Wenn erst Jemand glaubt, daß es in Wirklichkeit Raumverhältnisse giebt, die der Mensch mit seinen Raumanschauungen nicht in Einklang bringen kann, so ist er in der richtigen Verfassung, um jeden Unsinn für Sinn, jegliche Unmöglichkeit für möglich, jede Äußerung des Blödsinns für die Kundgebung intelligenter Wesen zu halten.

Die vierte Dimension war das plötzlich entdeckte Jenseits, in ihr war der Aufenthaltsort der Geister aufgespürt, der sich überall befindet und nirgends, von dem man fest glaubte, daß er vorhanden sei, von dem aber Niemand angeben konnte, wie und wo man sich ihn zu denken habe. Weise und Thoren beschäftigten sich mit der vierten Dimension, welche den modernen Geisterglauben mächtig unterstützte und zu erstaunlichem Aufschwung verhalf. Professor Zöllner in Leipzig, Professor Ulrici in Halle, die Professoren Crookes und Wallace in England, waren die vier Wenzel, welche dem Ungläubigen mit Siegesgewißheit vorgespielt wurden, wenn er mit Zweifeln den Einsatz der gesunden Vernunft zu retten wagte. Von den Thoren wurde weniger Aufsehen gemacht, als von den berühmten Anhängern des Spiritismus, zumal allzu heftige Attentate auf den Menschenverstand von Besonneneren den bösen resp. scherzhaften Geistern zugeschrieben werden, welche es lieben, sich pöbelhaft zu betragen. Denn es giebt böse Geister in der vierten Dimension, die sich kühnlich für die guten Geister braver Abgeschiedener ausgeben, um die Anhänger spiritistischer Lehre zu hintergehen. In den Dunkelsitzungen des Mediums Mr. Eglinton, der in München entlarvt wurde, manifestirte sich der Geist Joe's, eines früheren

Cirkusclowns, der den Mitsitzenden auf die Köpfe schlug, wobei er sich der Hand des ertappten, selbstschlagenden Mediums bediente. Dies war wirklich ein niedriger Geist. In einer Spiritistenséance zu Ohio fragte einer der Mitwirkenden: „Sind Geister anwesend?“ „Ja“, klopfte der Tisch antwortend. „Wer denn?“ „Ein geschlachteter, gestohlener Ochse.“ „Wer hat den Ochsen gestohlen?“ „Jacob, der hier am Tische sitzt.“ Dieser Ochsengeist war, wenn auch von thierischer Abkunft, doch von anerkannter Wahrheitsliebe beseelt, wogegen der Geist Heinrich Heine's, der seiner Zeit bei dem Rendanten Hornung in Berlin des Öfteren spukender Weise antrat, mitunter grauenhaft log, indem er nicht nur Gedichte schlecht reimte, sondern auch Gesangbuchverse, als Beweis seiner Besserung durch das Medium als von ihm gebetet, niederschreiben ließ.

Während Spiritisten strengster Observanz Alles gläubig hinnehmen, was in geistmagnetischen Zirkeln an höherem Blödsinn mit Hülfe der Medien produziert wird, legen ernster denkende Spiritisten den Maßstab der Logik und der Vernunft an die Aussprüche der Geister und wollen nur das als richtig gelten lassen, was diese Messung erträgt. Leider ist das Vernünftige, was die Geister offenbaren, durchgängig so gemeinplätzlich irdisch, daß zur Erzeugung desselben die vierte Dimension unbehelligt bleiben kann; zu den Widersprüchen, unklaren geschwollenen Phrasen jedoch, die geistmagnetisch zu Tage gefördert werden, bedarf es nur unklarer Köpfe, Halbwissen mit Aberglauben gemengt und jenes Vertrauen zur „guten Sache“, das Schwärmern stets zu Erfolgen verhalf, da bekanntlich Mitschwärmende ebensowenig aussterben wie die Dummen. Die periodische spiritistische Literatur in ihren etwas dreißig Zeitschriften liefert hierzu Belegmittel in erschreckender Auswahl.

Es ist interessant zu beobachten, wie die neueren und neuesten Errungenschaften und Entdeckungen der Naturforschung von Jahr zu Jahr eine größere Rolle in der Denkweise der angeblichen Geister spielen. Die Geister, welche der Seherin von Prevorst erschienen, waren lange nicht so gut unterrichtet, wie die, welche Baron Ludwig von Güldenstein in London citirte, allwo die in der Gesellschaft Anwesenden mit einem Regen von frischen, noch bethauten Blumen überschüttet wurden. Über die schwarz verbrannten Stengelenden befragt, erklärten die Geister, hieran sei die Elektrizität Schuld, deren sie sich beim Abpflücken der Blumen bedient hätten. Nach dem Buche „Stimmen aus dem Reiche der Geister“ von Dr. Friese in Breslau, ehemaligem Lehrer der Mathematik und Physik, müssen die vorgeschrittenen Geister im Jenseits die Ankömmlinge in allen möglichen Disziplinen der Naturwissenschaften unterrichten. Da nun nach der Aussage des Geistes Straffords in der „zweiten Geistersphäre“ sich manche uralte, man könnte sagen abgelagerte Geister befinden, und hierunter sogar mehrere Pharaonen, so ist anzunehmen, daß die einstigen Beherrscher Ägyptens klug daran thaten, als Prinzen auf die Erde zu kommen, da sie als Lehrer der exakten Wissenschaften wegen mangelnder Anlagen wohl wenig Glück gehabt haben würden. Oder erhalten die Pharaonen nicht auch ihren Antheil an den Privatstunden in der zweiten Sphäre der vierten Dimension? Wer weiß es!

Wir erfahren weiter durch Friese, daß im Jenseits Landpartien gemacht werden, daß man dort Konzerte, Theater und Bälle besucht. Nur Branntwein giebt es nicht. Die Bälle sind von größter Wichtigkeit, denn im Laufe der Zeiten werden alle diejenigen, welchen es versagt war, eine Lebensgefährtin auf Erden zu erwerben, dort unzweifelhaft dasjenige Wesen finden, welches ihren Idealen entspricht, und in seinem Besitze werden sie in der himmlischen Ehe die unaussprechlichste Wonne genießen, nach der sie sich auf Erden vergebens gesehnt haben.

Allerdings steht diese Lehre vom Jenseits, wie die „Geister“ sie Herrn Friese diktirt haben, in Widerspruch mit den bisherigen Lehren der Theologen über denselben Gegenstand, aber das beweist Nichts, denn nach Herrn von Favrat's Elpoal-i-Sela ist die Schöpfungsgeschichte und Alles was dazu gehört in dem ersten der fünf Bücher Moses nicht ganz richtig wiedergegeben, sondern verhielt sich bedeutend anders, was derselbe Moses besser wissen mußte, wenn nämlich der Autor der 104 Häute recht hat, wonach sich die Sache folgendermaßen verhielt. Als Moses das Kleinvieh seines Schwähers Raguel hütete, erschien ihm ein Engel in dem bekannten brennenden Dornbusch und befahl ihm, den Auszug aus Ägypten zu insceniren. Moses blieb aber noch acht Tage und schrieb im Traumzustande die Schöpfungsgeschichte auf, wie sie ihm ein Engel verkündigte. Denn es heißt von der letzten Nacht in Elpoal-i-Sela: „Und vor Moscheh lagen achtundsiebenzig Häute, auf die Moscheh so schnell, als der Engel gesprochen hatte, aufgeschrieben hatte die Worte, welche der Engel sprach in der siebenten Nacht. Und Moscheh's Hand hatte geschrieben, aber Moscheh wußte nicht, was er geschrieben, weil im Schlaf Moscheh hatte geschrieben, in dem Engelhände seine Feder geleitet hatten.“ Dieses, zugleich als Stilprobe dienende Citat erklärt also ausdrücklich, daß Moses als Schreibmedium in den sieben Nächten jene 104 Häute vollschrieb, bei deren Verdeutschung Herr von Favrat sich fast vierunddreißig Jahre abmühte, wie er selbst versichert.

Warum Moses die mediumistisch erhaltenen Urkunden seinem Volke vorenthielt, das ist noch unklar: vielleicht jedoch waren ihm zu viel Anschauungen des neunzehnten Jahrhunderts nach Christi Geburt darin enthalten, als daß er 1600 Jahre vor Christi Geburt ihre Veröffentlichung für zweckmäßig gehalten hätte

Als nämlich die Erde geschaffen war, erfüllte der Duft der Blüten von Gras, Kraut und Bäumen den Himmel, woran die Engel und Erzengel große Freude hatten, der ihnen aber auch (so steht es auf den von Herrn von Favrat übersetzten Häuten) Neid einflößte. Die Pflanzen waren nach dem Linnéschen System schon damals zweigeschlechtig, wogegen die Engel nur Engel waren, gewissermaßen individualisirte sachliche Begriffe. Dies ärgerte die Engel, sie wollten dergleichen Freuden genießen wie die Pflanzenwelt und unter Ariel's Führung verlangte ein Theil der Engel eine Klassifizierung in Männlein und Fräulein, sintemal das Dasein als Neutrum ihnen auf die Dauer der Ewigkeit zu wenig zeitvertreibend vorkam. Die abgefallenen Engel wurden jedoch bekämpft und geschlagen, und nachdem das Sonnensystem ziemlich übereinstimmend mit der Kant-Laplace'schen Theorie eingerichtet worden war, erhielt die Erde den Befehl durch die Sonne zu fahren, und ihr ein Scheibenstück auszureißen. Diese Scheibe ward der Mond. Hierhin, auf den Mond, wurden die abgefallenen Engel verbannt, der somit als himmlische Strafanstalt zu betrachten ist. Gleichzeitig aber ward aus Erdenstaub der Mensch geschaffen und den abgefallenen Engeln geheißten, fortan in den Strafleibern der Menschen seelisch weiter zu leben. Wer vorläufig noch kein Unterkommen in dem „leiblichen Grabe“ fand, mußte im Monde büßen, indem er sich dort über die Menschen ärgerte. Auf der Erde ward es mittlerweile ungemüthlich durch die Ungeheuer des Wassers, die Ichthyosaurier. Der Ewige erbarmte sich jedoch der um Hilfe schreienden Menschen und lenkte die Gedanken der Menschheit, daß sie sich aus Steinen Waffen machten und Wohnungen auf Baumpfählen in seichem Wasser errichteten, mithin Steinzeit und Pfahlbauten inaugurierten. Das Mittel half aber nicht gründlich. Die fliegenden Saurier, zumal der unangenehme Pterodaktylus, benagten die Köpfe der Sterblichen. Der langhalsige Plestosaurus holte mit seinem Schlangenhalse die Wiegenkinder aus den Pfahlbauten, wenn Thür und Fenster nicht gut verriegelt waren, und das Igannodon trat den jagdbeflissenen Steinzeitmännern so nachdrücklich auf die Hacken, daß sie sich nicht mehr zu erheben vermochten. Auf das wachsende Geschrei der Menschen ließ der Ewige eine breiige Kalkmasse aus dem Meeresboden aufsteigen, welche die Ungeheuer in sich begrub, wie man heute noch an den Versteinerungen sehen kann. Allerdings sang Scheffel von diesen Übelthieren: „Sie kamen zu tief in die Kreide, da war's mit ihnen vorbei“ – wie sie aber da hinein geriethen, das erfahren wir nun erst durch Herrn von Favrat, der es aus den 104 Häuten weiß, welche Moses als Medium beschrieb und den Geologen eine ebenso einfache wie überraschende Darstellung der Kreidezeit giebt.

Es blieben jedoch noch die fliegenden Saurier übrig, welche die aufsteigende Kalkmasse mit einem Blick ansehen mochten, den der Seelenleser etwa übersetzen würde: „Auf den Leim gehen wir nicht.“ Aber auch ihr Verderben nahte. Bis jetzt hatte es noch nicht geregnet. – Herr von Favrat konnte den Regen vorher nicht gebrauchen – sondern ein aus den unterirdischen Meeren dringender Thau tränkte das Land von unten. Nun aber regnete es. Die Federn der Luftungeheuer wurden naß, sie konnten sich nicht mehr halten – weil ihre Eier das Fett der Federn verzehrt hatte; – und mit dem Sturz aus der Höhe war auch ihnen ein schmachliches Ende bereitet. Die andern braven Vögel aber hatten vor Angst Öl geschwitzt (sic) und konnten im Regen fliegen, wodurch sie gerettet wurden. Von solchen Mären ist das Büchlein voll.

Wir erfahren auch, daß Nimrod die ersten Abendschulen einrichtete, daß Ariel aus dem übriggebliebenen Rest des Haufens Erdenstaub, der zur Anfertigung Adams diente, die Affen bildete und daß Kain ein vernünftiger Mann war, der den Adel gründete, das Dezimalsystem einführte, die Wochentage benannte, das Essen der blind aus dem Ei kommenden Vögel verbot, jedoch weise und besonnen die Schnepfe von dem Gesetze ausnahm.

Diese Probe möge genügen, um den Charakter des Buches Elpoal-i-Sela zu kennzeichnen. Man würde über ein solches Werk nicht viel sagen, wenn es das Symptom einer einzelnen, persönlichen Abweichung von allgemein gültigen Anschauungen wäre, da aber derartige Kundgebungen auf dem Gebiete der spiritistischen Literatur nicht zu den Seltenheiten gehören, so schien es geboten, sich näher mit demselben zu beschäftigen. Die wunderliche Mischung von Brahmanischer Lehre – der Abfall der Geister aus Neigung zur Materie und Sinnlichkeit – mit nordisch mythologischen Elementen und arg verschobenen Ergebnissen der modernen exakten Forschung ist für dies in Deutschland entstandene mystisch-spiritistische Werk ebenso kennzeichnend wie die methodistische Färbung für die meisten nordamerikanischen Schriften gleicher Richtung, während Adelma Freiin von Vay in ihrer „Studie über die Geisterwelt“ als gute Katholikin aus Katholizismus, Buddhismus und „allerhand Philosophie“ viel Unverstandenes zusammenquirlt. Alle diese Schriften werden einem leichtgläubigen, die vierte Dimension

aner kennenden Publikum als Offenbarungen aus einer anderen Welt, durch Mitwirkung der Geister ausgegeben. Herr von Favrat sagt: Elpoal-i-Sela heiße: Gottes Werk-mein-Hort und nennt sein Bchlein ein Organon aller geoffenbarten Religionen, den Schlüssel zum Verständniß der heiligen Schriften sämmtlicher Nationen der Erde.

Es ist ein Zeichen der Gegenwart, daß der spiritistische Mystizismus trotz seiner Abgeschmacktheit zahlreiche Anhänger findet. Unserer modernen Aufklärung folgt ein unheimlicher Schatten, in den sich viele Menschen drängen, weil vielleicht ihrem Verstande zu viel, ihrem Gemüthe dagegen zu wenig geboten wird. Dem Realismus und Materialismus können auf die Dauer nur starke Geister folgen, die schwächeren und erlahmenden dagegen fallen dem Spiritismus um so leichter anheim, je mehr dieser das äußere Gewand moderner Wissenschaftlichkeit annimmt und gleichzeitig dem vernachlässigten Gefühlsleben Rechnung zu tragen vorgiebt.

*(Favrat, Friedrich von: Elpoal-i-Sela: Organon aller geoffenbarten Religionen. Wiesbaden: Selbstverlag, 1883. XII, 104, XXIII S. qu. 8''
Staatsbibliothek zu Berlin, Signatur: Ct 10130)*

Ein neues Mittel der Erziehung.

National-Zeitung. Sonntagsbeilage zu Nr. 2 vom 9. Januar 1887, S. 1–2

Es gibt nicht allzuviele Musterknaben, die ihre Schularbeiten auf das Beste fertigen, sich sorgflig präpariren, Vokabeln und Paradigmen lernen und sich so tadellos führen, daß man vor ihrer Normalmenschlichkeit bange wird. Dagegen gibt es Manche, bei denen weder Güte noch Strenge fruchtet und deren Betragen keineswegs als Stoff zu einer erbaulichen Geschichte im Kinderfreund gebraucht werden kann, junge Bösewichter, die den Fleiß nicht lieben, die Schulbank verabscheuen und den Lehrer hassen. Oft auch stehen sie nur mit dem einen oder anderen Lehrgegenstande auf dem Kriegsfue: ihnen ist entweder das Rechnen zuwider oder die Geometrie, etliche mißachten das Griechische oder die Sprache, in welcher Cicero sich klassisch auszudrücken verstand. Einigen macht die Erdbeschreibung keine Freude, während andere die Nothwendigkeit nicht einsehen, die Regierungsjahre persischer Könige ihrem Gedächtnisse einprägen zu müssen. Und diese Abneigung gegen einzelne Fächer wirkt wie ein Hemmschuh im Aufwrtsklimmen und ist die Ursache von Verdr sowohl in der Schule wie im Hause.

Zum Glück hat man neuerdings in Frankreich das Mittel entdeckt, nicht nur aus den theilweise sich Sperrenden, sondern auch aus den ganz Obstinaten mit leichter Mühe Musterknaben zu erziehen. Dieses Mittel ist die hypnotische Suggestion, das ernste, entschiedene Hineinreden in einen hypnotisch Schlafenden. Allerdings beschäftigen sich deutsche Physiologen auch mit den Erscheinungen des Hypnotismus, wie z. B. Professor Preyer in Jena, Rieger in Würzburg, Heidenhain und Berger in Breslau, Wiebe in Freiburg u. a. m., aber geräuschvoller als hier zu Lande wird diesem Thema in Frankreich Aufmerksamkeit geschenkt.

Charcot und Voisin stellen in der Salpêtrière zu Paris zahlreiche hypnotische Versuche an, wozu ihnen das Frauenspital reiches Material liefert, und in Nancy ist es namentlich Libeault, der im Verein mit mehreren ärztlichen Kollegen den Hypnotismus in der Praxis anwendet. Ein eigenes Organ, die in Paris erscheinende „Revue de l'Hypnotisme“, vermittelt den geistigen Austausch auf diesem Gebiete und veröffentlicht die fast an das Wunderbare grenzenden Resultate, welche durch Benutzung des Schlafzustandes erhalten wurden, den die Gelehrten vor hundert Jahren für Schwindel hielten, als Mesmer seine Lehre vom thierischen Magnetismus darauf begründete.

Wer Gelegenheit hatte, einen hypnotisch schlafenden Menschen zu sehen und den Versuchen beizuwohnen, welche die Eigenart dieses Schlafes darthun, wird sich des unheimlichen Eindruckes nicht erwehrt haben können, den die unbedingte Unterwerfung des Schlafenden unter den Willen des Hypnotiseurs hervorbringt. Auf bloßen Befehl hin erhebt sich der Schlafende und handelt mit geschlossenen Augen wie ein Nachtwandler, begeht Thorheiten, die ihm geheißen werden, ohne zu wissen, was er thut und ohne sich des Geschehenen nach dem Erwachen zu erinnern. Wie von einem schweren Träume befangen lebt er während des hypnotischen Zustandes in einem zweiten Bewußtsein, das von dem Bewußtsein im wachen Zustande völlig getrennt ist. Wird ihm eingeredet, daß er ein Thier sei, so sucht er die Art und Weise desselben nachzuahmen, er bellt als Hund, krht als Hahn, klettert als Affe. Sagt ihm der Hypnotiseur: „Sie sind ein Soldat“, so exerziert er, wird ihm zugerufen, er sei dieser oder jener Handwerker, so ahmt er die Thätigkeit nach, welche dem betreffenden Gewerbe eigen ist. Nach dem Erwachen ist die Erinnerung an das Geschehene verschwunden und kann nur in seltenen Fllen

zurückgerufen werden, jedoch kehrt sie wieder, sobald die Versuchsperson auf's Neue in den Schlafzustand versetzt wird.

Andererseits gelingt es unschwer, einem Hypnotisirten Befehle zu ertheilen, die er nach dem Schlafe im wachen Zustande bedingungslos ausführt. Wird ihm laut zugerufen: „Sie wachen nach drei Minuten, nach einer Stunde oder mehreren (fest bezifferten) Stunden auf“, so tritt das Wachwerden thatsächlich genau in dem gegebenen Zeitpunkte ein. Ähnlich ergeht es auch dem Nichthyptotisirten, der sich vornimmt, etwa einer Reise wegen, zu einer festgesetzten Stunde zu erwachen und die Zeit wirklich nicht verschläft.

Wird dem hypnotisch Schlafenden aufgetragen, nach dem Erwachen, zu einer bestimmten Zeit, irgend eine Handlung auszuführen, so giebt er dem Befehle wie von einer dämonischen Macht getrieben Gehör. Dieser Umstand ist es, welcher die Gelehrten in Nancy veranlaßt hat, den Hypnotismus als erzieherisches Mittel vorzuschlagen und zwar auf Grund folgenden Falles.

In die Klinik des Prof. Liébeault wurde ein nervenkrankes Kind gebracht, an welchem der Hypnotismus als Heilmittel probirt werden sollte. Da jedoch die Kleine sich den Handgriffen nicht unterziehen wollte, erbot sich ein Bruder der Kranken, ein kräftiger, gesunder Junge, freiwillig zu der Prozedur, um sie zu ermuthigen. Während der Knabe nun schlief, klagte die Mutter dem Arzte, daß der Knabe stets der letzte in der Klasse sei, da ihm die Schularbeiten kein Vergügen bereiteten. Der Doktor redete hierauf in den Kranken hinein und befahl ihm, mehr Fleiß zu verwenden und mit Eifer zu arbeiten. Der Erfolg war, wie berichtet wird, ein vollständiger, denn innerhalb sechs Wochen ward der Knabe ein Musterknabe an Fleiß und Ausdauer und machte seinen Angehörigen die Freude, zweimal der erste in der Klasse zu sein.

Noch überraschender aber ist das mit einem jungen Idioten erlangte Resultat, der jeder geistigen Ausbildung unzugänglich, nicht dahin gebracht werden konnte, Lesen und Schreiben zu lernen. Freilich waren häufige hypnotische Sitzungen erforderlich, um ihn zu bessern, aber öfteres Zureden hatte schließlich die Wirkung, daß dieser Idiot nach zwei Monaten bereits annehmbar las und sich erstaunlich mit den vier Spezies abfand.

Aber auch dies ist noch Nichts. Herr Dr. Voisin in Paris, dem es gelungen war, ein brutales, liederliches diebisches Frauenzimmer durch hypnotische Einflüsterung in ein anständiges, ehrliches, gehorsames Mädchen umzuwandeln, das nach der Heilung als Hospitalwärterin angestellt werden konnte, erzielte ein ähnliches Ergebnis bei einer Frau, die ihrem Manne das Leben durch Unverträglichkeit zur Hölle auf Erden machte. Einige hypnotische Sitzungen mit zweckmäßigen Ermahnungen verbunden, genügten, sie dahin zu bringen, daß sie dem Zorne nicht mehr blindlings folgt und ihren Gatten mit einer Zärtlichkeit behandelt, von der dieser nur befürchtet, die Sanftmuth könne eines Tages auf ebenso geheimnißvolle Weise verschwinden, wie dieselbe wunderbar zu Wege gebracht wurde, so daß er sein Glück nur halb zu genießen vermag.

Unwillkürlich beklagt man, nach der Kenntnißnahme dieses Falles, daß der Hypnotismus zur Zeit des Sokrates nicht in gleicher Weise ausgenutzt wurde. Dem Philosophen wäre vielleicht das Leben in mancher Beziehung verschönert worden und der Name seiner Gattin hätte nicht die traurige Berühmtheit erlangt, noch jetzt als Gattungsbezeichnung für die Vertreterinnen des zarteren Geschlechtes zu dienen, welche von ihrer Seite aus den Ehestand lärmend auffassen. Freilich sind der Xanthippe neuzeitlich auf Grund eingehender Nachforschungen, Ehrenrettungen zu Theil geworden und man hat, indem sie weißgewaschen wurde, die Schuld der Unverträglichkeit ihrem Gatten in die Sandalen geschoben. Ja, man geht so weit, Sokrates für geisteskrank zu erklären. Schon im Jahre 1836 veröffentlichte Lelut eine Studie, in der er nachzuweisen suchte, daß Sokrates Äußerungen über seinen Dämon wahrscheinlich auf Gehörtäuschungen beruhten, wie solche bei Irren auftreten und neuerdings unterstützt der spanische Arzt Tuffet diese Ansicht durch Auslegung des Berichtes, nach welchem Sokrates gelegentlich der Belagerung von Potidäa lange Zeit, ohne Belästigung, in die Sonne blickte. Eine solche Unempfindlichkeit der Netzhaut gegen grelles Licht kommt bei sonst normalem Sehen gerade bei Geisteskranken mit religiöser Schwärmerei vor. Ob das Orakel, welches Sokrates für den Weisesten der Sterblichen erklärte, sich damals unverantwortlich irrte, oder ob die modernen Psychiater sich wegen der zeitlichen Entfernung von ihrem Objekte täuschen, wird schwerlich so widerspruchslos entschieden werden können, daß man aus der Alternative einen Gegenstand der Wette zu machen wagt. Wir müssen daher den Fall Sokrates auf sich beruhen lassen und uns dem Hypnotismus als erzieherisches Mittel für die Zukunft wieder zuwenden.

Nach Prof. Bernheim sind alle Kinder leicht hypnotisierbar und der Willensübertragung zugänglich und deshalb meint Dr. Berillon, daß man es nicht unterlassen solle, faulen, hartnäckigen und unerziehbaren Jünglingen auf dem Wege der Einflüsterung während des hypnotischen Zustandes, eine moralische Richtung zu geben, welche sie einer besseren Zukunft entgegenführt, als sie voraussichtlich erreichen, wenn sie in ihrer Charakterveranlagung beharren. Die häufig gemachte Beobachtung, daß die Anwendung

des Hypnotismus bei körperlich und geistig Gesunden bedenkliche Folgen zeitigte, legt jedoch große Vorsicht auf, er wird deshalb zunächst als pädagogisches Mittel bei kranken oder verdorbenen Subjekten in Vorschlag gebracht, welche weder mit Güte noch mit Strenge zu beeinflussen sind.

Der Gegenstand ist noch zu neu, als daß man seine praktische Tragweite ermessen könnte, die Dauer der Erfahrungen erstreckt sich ebenfalls auf einen zu kurzen Zeitraum, um den Erwartungen beistimmen zu können, welche die Ärzte in Nancy von den hypnotischen Einflüsterungen erhoffen. Auf dem Kongreß der französischen „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“, welche im August vorigen Jahres zu Nancy tagte, ward eine lebhaft Diskussion über den Hypnotismus als erziehliches Mittel geführt und der Vorschlag gemacht, die Wirkung der hypnotischen Einflüsterung zum Zwecke der moralischen Besserung an notorisch unverbesserlichen Zöglingen der Gemeindeschulen zu erproben. Auch die Einwendung, daß dasselbe Mittel zu Mißbräuchen führen könne, fehlte nicht. Hierauf erwiderte man: „Ebenso wie ein wohlorganisirtes Land eine geschickte Polizei und ein geübtes Heer besitzen muß, um Vergehen zu unterdrücken und Angriffe von Außen abzuschlagen, müsse er auch einen erfahrenen Lehrkörper haben, um durch sein Beispiel, seinen Rath und seine Lehre, den Einfluß aller schlechten Einflüsterungen zu verhüten.“

Genau genommen besteht die moralische Behandlung der den Besserungsanstalten Überwiesenen in wiederholtem Zureden im wachen Zustande, so daß die, gleichen Zweck verfolgende hypnotische Zureden, gewissermaßen als das abgekürzte Verfahren der alten Methode betrachtet werden kann, wenn es hält, was es nach der Aussage einer Reihe anerkannter Gelehrten verspricht. Ob auch das letztere Rückschläge aufweist, darüber liegen noch keine Meldungen vor, es wäre jedoch mehr als überraschend, wenn sie ausblieben.

Vorläufig müssen die Bestrebungen auf diesem Gebiete als interessante Neuigkeiten betrachtet werden, deren Werth oder Unwerth nur Versuche und Beobachtungen feststellen können. Es dürfte sehr verfrüht erscheinen, Hoffnungen weitgehender Art an das neue Mittel der Erziehung zu knüpfen; die Klasse aus lauter Musterknaben wird ebensowohl ein Traum des geplagten Schumannes bleiben, als der künstliche Friede in den Ehen, welchen die Einmischung des Hypnotiseurs dringend noth thäte.

Vielleicht erntet das kommende Jahrhundert die Früchte der Aussaat, welche die hypnotischen Versuche an dem Ende des jetzigen ausstreuen. Vielleicht ist im zwanzigsten Jahrhundert Alles Friede, Freude und Eintracht, im privaten wie im öffentlichen Leben, einfach durch das neue Mittel der Erziehung, durch moralische Einflüsterungen während des hypnotischen Schlafes.

Von Zauberei, Hypnotismus und Magie.

Nationalzeitung, 40. Jg. (1887), 22. Mai, Sonntagsbeilage, S. 1–2

In früheren Zeiten gab es Zauberer, die auf ihre Mitmenschen einen unerklärlichen Einfluß auszuüben vermochten. Sie konnten Menschen festbannen, daß der Bezauberte nicht im Stande war, den Platz zu verlassen, auf den er gebannt worden. So sehr er seine Kräfte auch zum Loskommen anstrengte, und ferner besaßen sie die Kunst, den Leuten die Augen zu verblenden, daß die Wirklichkeit falsch aufgefaßt und Vorhandenes nicht wahrgenommen wurde.

Aufgeklärte Staatsbürger und solche, die ihren ureigenen gesunden Menschenverstand für den ausreichenden Richter in streitigen Fragen erachten, sagen allerdings, daß es niemals Zauberer gegeben hat, daß alles Beschwören, Hexen und was damit verwandt, nichts als Aberglaube, Dummheit und Unsinn sei. Das Volk aber, an dessen Lippen die Vergangenheit haftet, erzählt sich immer wieder die Geschichten von Zauberern und klugen Leuten, die Diebe festbannten und hexten. Jacob Grimm hat in seiner deutschen Mythologie mehrere Sprüche mitgeteilt, die zum Bannen dienen. Der eine davon lautet „Hier stand so fest, als der Baum hält seine Äst', als der Nagel in der Wand, durch Jesum Marien Sohn; daß du weder schreitest noch reitest und kein Gewehr ergreifst! In des höchsten Namen solltu stehn!“

Wie kommt das Volk dazu, nicht nur Sinnloses zu erfinden, sondern auch noch an den unsinnigen Erfindungen mit Zähigkeit festzuhalten? Oder sollte den Zaubergeschichten und den Überlieferungen von der Wirkung der Zaubersprüche ein Körnchen Wahrheit zu Grunde liegen? Alle Aufklärung, weder die Lehre von der Affenurenkelschaft, noch das Dogma von der mit Hülfe der Zuchtwahl vererbten Anpassung hat dem Volke seinen uralten Glauben an Zauberkräfte nehmen können, sondern sie war obendrein Schuld daran, daß weiche Seelen, welche die Dürre der heutigen Naturphilosophie nicht erquickte, sich dem Spiritismus anschlossen und anstatt Karl Vogt und Moleschott auf den Wegen zu folgen, die zur Flucht aus der Welt führen, in dem Wahnglauben, mit Geistern verkehren zu können, eine bis zum Fanatismus ausartende Befriedigung fanden.

Noch heute erzählt das Volk sich Geschichten, in denen ein Zauberer, ein kluger Mann oder ein Kunstmacher einzelnen Personen die Augen verblendete, daß sie entweder falsch oder garnicht sahen. So heißt es, daß einst ein Kunstmacher im Scherz einigen daher kommenden Milchmädchen die Augen verblendete, daß sie vermeinten, der Weg sei in eine Wasserlache verwandelt. Da hoben sie zum Ergötzen der Umstehenden die Röcke und geberdeten sich, als wäreten sie durch eine tiefe Pfütze. Nur das letzte der Mädchen that nicht desgleichen, das hatte beim Melken ein Vierklee gefunden und an das Mieder gesteckt. An dem Vierklee wird Zaubermacht zu Schanden. Im niedersächsischen Sprachlaut heißt das Augen verblenden „Oogen verschälen“ oder auch, wie bei Klaus Groth, „Oogen verschrön“ und noch immer behauptet das Landvolk, daß die auf Jahrmärkten arbeitenden Taschenspieler durch die Kunst des Augenverblendens im Stande seien, ihre Stückchen auszuführen, denn den Besitzern ungelenker Hände erscheint die Geschwindigkeit, welche keine Hexerei ist, unglaublich.

Der allgemeine gesunde Menschenverstand erklärt das sogenannte Augenverblenden für eine Unmöglichkeit und giebt nicht zu, daß ein Mensch ohne Beihilfe narkotischer Arzneien einem andern den Gesichtssinn in der Weise abspenstig machen kann, daß der Betreffende thatsächlich zu erblicken vermeint, was in seiner Einbildung erweckt wird. Trotzdem aber ist die Kunst des Augenverblendens keine Fabel, im Gegentheil, sie besteht wirklich und ist allen denen, die sich mit dem Hypnotismus beschäftigen, wohl bekannt, sie dient Schaulustigen zur Unterhaltung, welche die Vorstellungen der Hypnotiseure besuchen und wird von C. Hansen, dem Dänen, sowie von Theo Böllert, dem Berliner, in der geschicktesten Weise ausgeübt.

Dr. Kiefer nennt das Auge die geistige Hand des wachenden Menschen, durch welches einerseits die Thätigkeit nach Außen wirkt und das andererseits in der empfangenden Richtung als Empfindungsorgan dient. Der Hypnotiseur bemächtigt sich durch Anstarrenlassen eines kleinen glänzenden Gegenstandes zunächst des Auges – der geistigen Hand – und hat er diese durch seine eigenartigen Griffe, welche in leichtem Drucke, Streichen, Nervenreizungen gelinder Art bestehen, erst erfaßt, so gelingt es ihm bald, den Geist und den Körper der Versuchsperson in einer Weise zu beeinflussen und zu beherrschen, die in der That übernatürlich, zauberisch erscheint.

Wie diese Beeinflussung zu Stande kommt, welche physiologischen Vorgänge sich dabei abspielen, darüber sind die Meinungen der Fachleute noch nicht endgültig festgestellt, obwohl Prof. Heidenhain in Breslau, Prof. Preyer in Jena, Prof. Rieger in Würzburg, Prof. Charcot in Paris, Liébault und Bernheim in Nancy, sowie Prof. Tamburini und Dr. Sepilli in Reggio seit Jahren sich praktisch mit dem Hypnotismus beschäftigen und theoretische Anschauungen aus ihren Untersuchungen gewonnen haben. Es könnten außer diesen hervorragenden Gelehrten noch viele andere Männer der Wissenschaft genannt werden, die emsig auf dem Gebiete des Hypnotismus forschen, aber das würde ebenso, wie Betrachtungen über die Theorien des Hypnotismus, hier zu weit führen, da diese Arbeit nur den Zweck hat, auf die thatsächlichen Grundlagen des Volksglaubens an Zauberei und Magie aufmerksam zu machen.

Je nach Empfänglichkeit der Versuchspersonen äußern sich die hypnotischen Erscheinungen in Art und Stärke verschieden. Während es bei einigen nur gelingt, leichten oder tiefen Schlaf hervorzurufen, können andere baldigst in einen starrkrampfartigen Zustand versetzt werden und wieder andere unterliegen, obgleich sie zu wachen scheinen, der Einflüsterung, der sogenannten Suggestion. Diese Letzteren verhalten sich in derselben Weise, wie das Volk von Menschen erzählt, denen die Augen verblendet werden. Der Hypnotiseur sagt ihnen, daß ihre Kleider brennen; sie suchen das vermeintliche Feuer zu ersticken, ziehen den Rock aus, tauchen ihn in ein vermeintliches Wasser, indem sie genau so handeln, als brennten sie wirklich, als sei wirklich Wasser zum Löschen vorhanden. Sie sehen Schlangen und Ratten, wo keine sind, und geben sich Mühe, das Ungeziefer zu erschlagen; sie pflücken eingebildete Beeren, indem sie die Nase eines Anderen für eine Traube halten, genau nach dem Vorbilde in Goethe's Faust: eine Scene, die Theo Böllert zum Vergnügen der Zuschauer von Hypnotisirten ausführen läßt, die durch rasches Anblasen oder den Zuruf „Wach' auf!“ aus ihrem Zustand erweckt, nicht minder verwundert sind, wie Altmayer, Frosch und Siebel, nachdem Mephisto mit den Worten: „Irrthum laß los der Augen Band und merkt Euch, wie der Teufel spaßt!“ den Zauber löste. In gleicher Weise stürzt ein Hypnotisirter auf den Fußboden und schwimmt mit Eifer und Anstrengung, um ein Kind zu retten, das er vor seinen Augen ertrinken sieht, weil der Hypnotiseur ihm sagte: „Dort ist ein ertrinkendes Kind, retten Sie es.“

Was das Volk sich von dem Augenverblenden erzählt, stimmt auffallend mit den Suggestionerscheinungen an Hypnotisirten überein. Jene vorhin mitgetheilte Milchmädchengeschichte, welche Müllenhof in Schleswig-Holstein sammelte, und das Experiment mit dem Trockenschwimmer sind einander nahe verwandt. Auch die Wirkung des vierblättrigen Klees läßt sich insofern deuten, als der Umstand, daß nicht alle Menschen hypnotisierbar sind, dem Kraute fälschlich als gegen Zauber schützende

Kraft zugeschrieben ward. Das Augenverblenden entbehrt also keiner thatsächlichen Grundlage; das Oogenverschälen des Niederdeutschen wird heute eine hypnotische Suggestionerscheinung genannt und erfreut sich der wissenschaftlichen Bearbeitung durch ausgezeichnete Fachgelehrte.

Mit dem Bannen verhält es sich ähnlich. Es ist kräftigen Männern, sobald sie dem Zwange der Hypnose unterliegen, nicht möglich, sich von ihrem Sitz zu erheben, oder den Ort, auf den sie gebannt stehen, zu verlassen, so gewaltig sie sich auch abmühen. Wie von unsichtbaren Banden gehalten, müssen sie verweilen. Das bloße Wort des Hypnotiseurs genügt zu dieser Fesselung der Muskeln, oft auch nur der Blick. Dies wußte man schon in früherer Zeit, denn ein anderer Zaubersegen zum Festbannen, den Grimm ebenfalls mittheilt, beginnt mit den Worten: „Ich thu Dich anblicken, drei Blutstropfen sollen Dich erschrecken“ – woraus hervorgeht, daß die Wirkung des Blickes ebenso wie die des Schreckens, der auch starr macht, „klugen Leuten“ nicht unbekannt war.

Es fragt sich nun weiter, ob die hypnotischen Erscheinungen nachweisbar schon seit alten Zeiten eine Rolle spielten, ob da, wo von Zauber und Magie die Rede ist, der Hypnotismus mehr oder minder deutlich erkannt werden kann? Es scheint dies unzweifelhaft der Fall zu sein. Das Schauen auf blanke Gegenstände, welches zur Einleitung des hypnotischen Zustandes fast unentbehrlich ist, wird von Maimonides ebenfalls als zur Magie erforderlich gehalten, denn nach ihm bedient man sich der Spiegel, glänzender Messer und Pfeilspitzen zum Weissagen. Das Weissagen geschah in dem Zustande der Verzückerung, der auch bei Hypnotisirten auftritt, besonders bei Hysterischen. Joseph hatte einen silbernen Becher, von dem es im ersten Buch Mose 44,5 heißt: „Ist's nicht das, daraus mein Herr trinket und damit er weissaget?“ Die indischen Fakirs, namentlich die Sekte der Yogins, versetzen sich in Fühllosigkeit und Starre durch das Schauen auf die eigene Nasenspitze oder durch das unbeirrte grausame Blicken in die Sonne. Die Yogins lassen sich wochenlang begraben, nachdem sie durch das Beäugeln der Nase und das tausendfach wiederholte Wort Om hypnotisch abgestorben sind. Sobald die Frist, welche sie sich gesetzt, abgelaufen ist, werden sie von ihren Genossen in's Leben zurückgerufen. In ähnlicher Weise verfahren die Bella Koola-Indianer, welche vor einigen Jahren Berlin besuchten. Das Wahrsagen aus dem Krystall, aus dem klaren Wasser einer Glasflasche, war noch im vorigen Jahrhundert gebräuchlich und wurde auch von Cagliostro angewandt; man meint, daß die Glaskugeln, welche unter den druidischen Geräthen der englischen Kelten gefunden wurden, ebenfalls zum Krystallschauen dienten oder mit anderen Worten zur Einleitung der Hypnose und deren Wundererscheinungen, die im Kultus als Äußerungen der Gottheit galten. Auch die Pythia zu Delphi und die Sibylle von Cumä, deren von Virgil beschriebener Paroxysmus dem Toben somnambuler hysterischer Frauen gleicht, wurden durch die Grottendünste oder die Ceremonien der Priester aller Wahrscheinlichkeit nach – hypnotisirt.

Bei den sibirischen Schamanen, den Samojuden und Lappen ist die hypnotische Erregbarkeit eine außerordentlich gesteigerte. Wenn in ihrer Gesellschaft Jemand den Mund aufthut, tanzt oder Gebärden macht, ahmen manche unmittelbar alle die Bewegungen nach. Die Lappen sind in so hohem Grade reizbar, daß sie durch die unbedeutendste, nicht vorhergesehene Erscheinung z.B. durch einen Schall, einen abspringenden Feuerfunken in Ohnmacht oder Zuckungen versetzt werden. Professor Charcot hat eine bereits wiederholt hypnotisirte und somit hochgradig empfänglich gewordene Person dadurch in Starrkrampf versetzt, daß er, ihr unerwartet, plötzlich ein elektrisches Licht erglühn ließ. Wie schnell bei reizbaren Personen Hypnose und Suggestion eintreten können, beweist die Erzählung von Pallas, der auf seiner Nordreise einem samojudischen Zauberer einen schwarzen Handschuh anzog. Der Mann sah starr auf seine Hand, fing an zu zittern und zu schreien und jammerte, daß Pallas ihm die Hand in eine Bärenpatze verwandelt habe. Diese Zauberer haben eine Pauke, welche sie hämmern. Dabei singen sie bestimmte Lieder, springen und drehen sich. Nach einiger Zeit stellt sich Extase ein; sie verziehen das Gesicht, Schweiß bricht aus und in einen konvulsivischen Wahnsinn gerathend, fangen sie an zu weissagen.

Die Truppe der Assiouas, welche, von Kairo gekommen, im Jahre 1873 auf dem Theater des Weltausstellungsparkes Vorstellungen gab, hatte eine Anzahl von Mitgliedern, welche durch eintöniges Trommeln und Singen in Verzückerung geriethen und tanzend und heulend die seltsamsten Dinge trieben. Sie wälzten sich auf glühenden Kohlen, aßen stachelige Kaktusblätter, daß ihnen Blut und Schaum aus dem Munde quoll, ließen sich von Skorpionen stechen und verwundeten sich mit haarscharfen Messern, denn in hochgradiger Hypnose sind die Versuchspersonen unempfindlich gegen schmerzliche Eingriffe. Der schottische Arzt Dr. Braid, der Entdecker des Hypnotismus, operirte Kranke, wenn sie hypnotisch schliefen, und da der Schall, namentlich der einförmig sich wiederholende, ebenfalls ein hypnotisches Mittel ist, so sind die schauerlichen Künste der Assioua's deren Empfindungslosigkeit an den Hexenschlaf erinnert, als hypnotische Erscheinungen zu betrachten.

Eine ähnliche tobende Horde haben wir uns möglicherweise unter den Korybanten vorzustellen, deren Messer in dem Taumel der Verzückerung unglaublich lose saß und deren letzte Jünger wir vielleicht in den heulenden und tanzenden Derwischen haben. Leider schweigen die alten Schriftsteller sich über die Mysterien, bei denen die Korybanten im Dienste der Kybele mitwirkten, aus. Das Wissenswertheste theilt Strabo mit: „Sie werden meist Alle (Korybanten, Kabiren, Daktylen und Telchinen) als Gottbegeisterte und Bacchiker beschrieben, die beim Waffentanz unter lärmendem Getöse von Cymbeln, Pauken, Waffen, Flöten und Geschrei Leute erschrecken. Ihre heiligen Gebräuche werden daher mit den Samothracischen, Lemnischen und mehreren anderen gewissermaßen in Gemeinschaft gesetzt, weil man die nämlichen Opferdiener nennt.“ Von den Telchinen, die hier zugleich mit den Korybanten angeführt werden, weiß man, daß sie als Zauberer galten. Rührt ihr Name von dem griechischen Zeitwort: thelgein – Streichen, her, so liegt es nahe, sie als Leute aufzufassen, welche durch Streichen zauberten, das heißt durch magnetische oder hypnotische Striche. Man könnte alsdann Telchinen mit Magnetisirenden oder Hypnotisirenden übersetzen.

Zauberten die Telchinen mit Streichen der Hand, so war doch der heilende Einfluß des Streichens den ägyptischen Tempelärzten nicht minder bekannt wie der somnambule Schlaf, der als Tempelschlaf Heilzwecken diente. Selbst chirurgische Operationen, wie Braid sie vornahm, scheinen gebräuchlich gewesen zu sein, denn dem siechen Philoktet schnitten die Ärzte Machaon und Podaleirios die Schlangenbißwunde, während des Schlafes aus und heilten sie. Ein so fester Schlaf mußte ein außergewöhnlicher sein und da beide Söhne des Asklepios waren, in dessen Heilthümern der Tempelschlaf den Ausgangspunkt der Kuren bildete, so darf man den anlässlich des Philoktet angeführten Schlafzustand für einen hypnotischen halten, der nach den zahlreichen Heilthümern des Asklepios, von denen Pausanias gegen vierzig als sehenswerth aufzählt, zu rechnen, ziemlich allgemein bekannt gewesen sein muß, wenn auch die Herbeiführung des Schlafes durch die priesterlichen Ärzte in der geheimnißvollen Verschwiegenheit der Incubatorien vor sich ging. Der durch die Sehnsucht nach Heilung willig gewordene Kranke unterwarf sich den Ceremonien der Priester mit der größten Hingabe, und vom Fasten, der Weihe des Ortes, den Gesängen, den erforderlichen Handgriffen hypnotisirt, entschlief er, worauf der Gott ihm die Heilmittel im Traume offenbarte. Wie weit Selbsttrug und Priestertrug gingen, das ist nicht mehr zu ermitteln, daß aber im Tempel des Asklepios geheilt wurde, geht daraus hervor, daß Hippokrates sein medizinisches Wissen aus den Dankattesten der Genesenen an die Gottheit schöpfte, welche als Votivtafeln in dem Tempel zu Kos aufgehängt waren. Diese Tafeln bilden die Grundlage des Hippokratischen Werkes „Über die Prognose“, das dem „Vater der Medizin“ dauernden Ruf einbrachte. Pausanias sagt, daß die Athener dem Asklepios bei ihren Mysterien einen Antheil einräumten, woraus sich muthmaßen läßt, daß der Heilschlaf – die Hypnose – an dem Tage der Feier, welcher der Epidaurische hieß, den Eingeweihten vor Augen geführt und nicht nur als symbolische, sondern als thatsächliche Vergegenwärtigung der Gottheit angesehen wurde. Denn alles Verzücktsein, Rasen, Traumsprechen, Gebanntsein und Augenverblendetsein galt als Werk der Gottheit. Wie noch heute die Spiritisten hypnotische Erscheinungen für Wirkungen von Geistern halten, erachtete man in alter und ältester Zeit dieselben psycho-physischen Symptome für Göttliches. Den Mysteriendienst übernahmen nach Herodot die Griechen von den Ägyptern, diese wiederum hingen mit Phöniziern und Indiern zusammen, wo der hypnotische Spuk, d. h. der von Trug und Geheimnissen umschleierte Hypnotismus noch heute zu Hause ist.

Das Studium des Zauberes bei wilden Völkern, zu welchem allein der Hypnotismus den Schlüssel liefert, wird im Stande sein, Aufschlüsse über das Hexenwesen im Mittelalter und über die Magie und die Mysterien im Alterthum zu liefern. Leider sind die schriftlichen Denkmale der Geheimlehren des höchsten Alterthums bis auf Andeutungen und wenige Brocken verloren gegangen. Was die persischen Einfälle und die barbarischen Verheerungen in Ägypten und Griechenland, was die Verwüstungen durch Feuer und Plünderung übrig ließen, das vertilgte die Rohheit der Römer, welche, wie Plinius erzählt, bei der Eroberung von Karthago kein anderes Buch der lateinischen Übersetzung für werth hielten, als eines, das über den Ackerbau handelte. Alle anderen Schriften der Bibliotheken wurden an die kleinen afrikanischen Fürsten verschenkt. Fast den Rest vernichtete Mohameds Lehre und viel des Geretteten ging meist im Mittelalter darauf, als man, um Pergament für fromme Schriften zu haben, die heidnischen Schriftzüge von der Eselhaut herunterkratzte.

Das ursprünglich geheime Wissen pflanzte sich im Volke von Mund zu Munde fort, seltsam entstellte im Lauf der Jahrhunderte, aber doch noch trotz der Trübung erkennbar und zur Nachforschung auffordernd. Aus dem Mysteriendienst, den selbst ein Cicero nicht zu enthüllen wagt, drang Einzelnes nach außen, um als Magie, Zauberei und Hexerei sein Dasein zu fristen und altem Eisen gleich, zum Aberglauben in die Ecke geworfen zu werden. Sucht man die Bruchstücke hervor, wird man finden, daß die

Wechselwirkungen zwischen Menschen, welche heute Erscheinungen des Hypnotismus genannt werden, aller Wahrscheinlichkeit nach die thatsächliche Grundlage uralten geheimen Wissens und der im Volksbewußtsein lebenden Anschauungen von Magie und Zauberwesen bilden.

Was uns von Pergamon blieb, sind die bewunderungswürdigen Marmordarstellungen an dem Altare der Burg. Dahin ist der Tempel des Asklepios, zu dem Heilsuchende wallfahrteten; dahin ist die Bücherei mit den Rollen, deren Zahl auf zweimalhunderttausend angegeben wird. Nur der durch Kunst der Alltäglichkeit überhobene Stein spricht durch die Form von vergangener Blüthe zu uns, das vergängliche Pergament, auf dem Erkenntniß und Wissen, Erglügen des Geistes in poetischem Feuer und das Leben der Völker im Staat und im Hause eine dauernde Stätte zu finden hofften, ist Asche und Moder geworden. Aus dem Schutt vermögen wir schwer zu deutende Stückchen zu heben, darunter solche, die als unverständlicher Aberglaube ebenso abgewiesen werden wie das Staunen des Volkes vor geheimnißvollen Dingen. Und doch wird Klarheit gewonnen werden können, wenn man versucht, den thatsächlichen Grund magischer und zauberischer Sagen und Berichte aus dem Roste herauszuschälen, der sich an jede Überlieferung in Gestalt des Mißverständnisses ansetzt.

Spiritistische Gaukeleien aus alter Zeit

Nationalzeitung, 19. Februar 1888, Sonntagsbeilage, S. 1–2

Es wird gemeinhin angenommen, der Spiritismus habe um das Jahr 1847 in Amerika seinen Anfang genommen und zwar in dem Hause der Familie Fox zu Hydesville, deren Töchter Magarethe und Katharine die erste typtologische Unterhaltung mit Geistern anzettelten und das Klopff-Alphabet als Verkehrsmittel zwischen Menschen und Geistern, oder nach Professor Zöllner zwischen der dritten und vierten Dimension erfanden. Unleugbar ging der moderne Spiritismus von Amerika aus. Dieses Land lieferte die ersten Medien, sowohl die angeblich echten als die ertappten falschen; wir nennen Home, Slade und die Brüder Davenport, welche als die berühmtesten ihres Handwerks in der spiritistischen Literatur gelten und von denen die Davenports den Ruhm haben, zuerst enthüllt zu sein, da ein sächsischer Schlosser die Geisterkunststücke ihres Wunderschranks ohne Geisterhilfe sofort nachmachte.

Die Spiritisten reinsten Glaubens, zu denen in England selbst Professoren der Naturwissenschaften wie Crookes und Wallace zählen, behaupten, daß die echten Medien allmähig ihre Kräfte verlören und dann zu trügerischen Hilfsmitteln griffen, um den gewohnten Erfolg nicht einzubüßen, daß daher ein Ertappen auf Betrug noch lange nicht die Falschheit aller vorher beobachteten Erscheinungen beweise. Auch sagen und glauben sie, daß Medien, von bösen Geistern beeinflußt, zu Betrügnern werden und die groben Taschenspielerkniffe, mit denen sie die Andächtigen gruseln machen, auf das Vorhandensein von Geistern überhaupt schließen lassen. Es ist eben schwer mit spiritistischen Philosophen zu streiten; wie die Katze stets auf die vier Beine, fällt ein solcher Philosoph stets auf den Kopf. Selbst die Institute in Newyork, welche die Ausbildung der mediumistischen Kraft bezwecken und welche nicht nur alle Schliche lehren, sondern auch das Geräth zum Spuken liefern, wie z. B. jene weißen Stoffe, die, in einem Medaillon oder in einer Cigarrentasche verborgen, zur Herstellung des Geistergewandes bei Verkörperungen im Halbdunklen dienen, sind nicht im Stande, die vorgefaßten Meinungen der Gläubigen zu erschüttern. Eine einzige Schrift, wie Slade sie zwischen Doppeltafeln erlangt, genügt, jeden Zweifel zu bannen und das durch Enthüllungen schwankend gewordene Lehrgebäude des Spiritismus aufs neue abzusteifen.

Und dennoch ist die Wunderschrift auf eingeseigeltem Schreibmaterial schon uralte und nicht minder erfreuen sich manche andere Vorbilder des heutigen Spiritistenpukes eines ehrwürdigen Alters, so daß der Vergleich zwischen dem Einst und dem Jetzt auf diesem Gebiete in sofern Wissenswerthes ergibt, als er zeigt, wie der Kern derselbe blieb, wenn auch die Form sich den Verhältnissen entsprechend änderte. Die Quelle, aus der wir zunächst schöpfen, ist Lucian, der Epikuräer, welcher um das Jahr 125 der christlichen Zeitrechnung geboren, mit satirischer Rede und Schrift wacker gegen den Aberglauben zu Felde zog. Dieser erzählt von dem Lügenpropheten Alexander Dinge, welche auch heute noch von Interesse sind, da sie lehren, daß Verschlagenheit des Mediums und Leichtgläubigkeit des Publikums als die treibenden Kräfte des Spiritismus angesehen werden können.

Jener Alexander war ein Mann, dessen große Gestalt im Verein mit feurig blickenden Augen und wohlklingender Sprache, etwas Achtung erzwingendes hatte, wenn auch den eigenen Haaren fremde so künstlich angesetzt waren, daß dieser Betrug erst dann öffentlich wurde, als Ärzte ihm in einer Krankheit kalte Umschläge auf den kahlen Kopf legen mußten. Sein Lehrer war ein vertrauter Schüler des Apollonius aus Tyana, der wiederum bei Pythagoras gelernt hatte und zwar nicht ausschließlich den bekannten geometrischen Lehrsatz, sondern vielmehr, wie wir heute sagen würden, die mediumistische

Ausbildung bei seinem Meister erlangt hatte. Pythagoras galt als großer Hexenmeister und Apollonius nicht minder. Alexander that sich mit einem Manne aus Byzanz, Namens Cocconas zusammen, damit er, wie unsere Medien auch meistens, einen Geschäftsführer und Gehilfen habe.

Ihre Heimath war Pella (das heutige Fahil), wo große Schlangen vorkommen, die so zahm und lenksam waren, daß sie von den Frauen als Haustiere gehalten wurden. Von diesen Kriechtieren kauften die Beiden eines der schönsten um wenige Obolen, in der Absicht, mit wenigen Mitteln eine Orakelfabrik anzulegen, da sie eingesehen hatten, daß die Fürchtenden sowohl wie die Hoffenden für die Kenntniß des Zukünftigen Geld herzugeben stets bereit sind, wie die reich beschenkten Orakel zu Delphi, Delos, Claros zur Genüge erhärteten. Sie begaben sich nun nach Chalkedon, vergruben in dem dortigen uralten Apollotempel einige ehernen Tafeln des Inhalts, Äsculap werde nächstens mit seinem Vater Apollo nach Pontus kommen und seinen Sitz in Abonoteichos nehmen. Diese Tafeln wurden rechtzeitig aufgefunden, ihre Prophezeiung verbreitete sich durch Bithynien und in ganz Pontus und die Leute von Abonoteichos, von Alexander selbst als Dickköpfe bezeichnet, fingen an, den Grund für einen Tempelbau auszugraben. Cocconas hatte das Unglück, in Chalcedon an dem Bisse einer giftigen Schlange zu sterben, wahrscheinlich als er einen „Gott“ fangen wollte, dessen Natur er nicht kannte und der nicht so harmlos war wie jener von Pella.

Alexander gab in der Zwischenzeit eine Gastrolle in seiner Heimath, wo er den Begeisterten spielte. Bisweilen stellte er sich von heiliger Wuth befallen und sprudelte Schaum aus dem Munde, was er leicht durch das Kauen von Seifenwurzel bewerkstelligte. Die guten Leute aber sahen etwas Übernatürliches und Schauerliches in diesem Schaum, zumal auch sie unter dem Banne der verkündenden ehernen Tafeln standen, wie die Mormonen unter dem Banne der heiligen Messingplatten, deren Räthselschrift von Joe Smith gedeutet, den Inhalt des Buches Mormon bildet.

Früher schon hatte Alexander in Gemeinschaft mit Cocconas einen Drachenkopf aus leinenen Lappen mit menschenähnlicher Bemalung angefertigt, dessen Mund und Zunge durch Pferdehaare bewegt werden konnten. Dieser Kopf und die Schlange aus Pella kamen jedoch erst zur Verwendung, als das Volk hinreichend Vertrauen und Glauben gewonnen hatte, wie auch die heutigen Medien erst dann die Geisterverkörperungen (Materialisationen) vorführen, wenn sie ihren jeweiligen Kreis von Andächtigen in Leichtgläubigkeit eingewiegt haben.

Da zu jener Zeit die gedruckte Reclame fehlte, mußte Alexander sich selbst in Scene setzen. Bei Nacht verbarg er in einer der Baugruben des neuanzulegenden Tempels, die voll Regenwasser gelaufen war, ein ausgehöhltes Gänseei, in das er eine kleine Schlange gethan und dessen Öffnung er mit weißem Wachs und Bleiweiß verklebt hatte. Am folgenden Morgen spielte er auf offenem Markte den Besessenen, rannte nach der Grube, sang Hymnen auf Äsculap und fischte mit einer goldnen Schale das Ei aus der Pfütze. „Hier!“ rief er, indem er das Ei emporhielt, „hier habe ich den Äsculap“. Mit stieren Augen gaffte die Menge, was da werden sollte, denn schon die Erscheinung des Ei's in diesem Wasser setzte sie in Erstaunen. Als dann die kleine Schlange aus dem zerbrochenen Ei schlüpfte, brachen Alle in lautes Geschrei aus, priesen das Glück der Stadt, von den abenteuerlichsten Hoffnungen trunken. Alexander ließ eine Bude bauen, da der Tempel noch nicht fertig war und fing sein Geschäft an.

In dieser Bude saß der Prophet in faltiger Kleidung auf einem Throne, die Schlange aus Pella auf dem Schooße, jedoch so, daß während ihr Körper herabringelte, ihr Kopf unter der Achsel des Gauklers verborgen war. Aus dem Mantel sah das erwähnte leinene Drachengesicht hervor, als ob es der Kopf der Schlange sei. Dies war der leibhafte Gott Äsculap. „Nun denke dir“, schreibt Lucian, „den engen Raum einer nicht zur Genüge erhellten Bude, und eine Menge von allen Seiten zuströmender Menschen, die vorher schon außer aller Fassung waren und denen die Köpfe von Erwartungen schwindelten. Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so können wir es den guten Paphlagoniern nicht verübeln, wenn sie als beschränkte Menschen sich hinter das Licht führen ließen, indem sie ja die Schlange mit eigenen Händen betastet und mit leiblichen Augen – freilich nur in dem Dämmerlichte eines engen Gemaches, gesehen hatten, wie der menschenähnliche Drachenkopf den Mund öffnete und wieder schloß. Es hätte eines Demokrit, Epikur, Metrodorus, oder irgend eines anderen Mannes von unbesiegbarem Zweifelsinn gegen dergleichen Dinge bedurft, um stets ungläubig zu bleiben und die wahre Beschaffenheit der Sache zu errathen.“

Alexander täuschte die „Dickköpfe“ mit einer mechanisch ziemlich greifbar gearbeiteten Larve und bediente sich des Dämmerlichtes zur Vervollständigung der Täuschung. Unsere Medien bedecken, wenn sie Geister Verstorbener erscheinen lassen, ihr Gesicht mit dünnen Masken aus Flor oder Collodiumhaut, welche bequem in der Höhlung eines als Kapsel eingerichteten Rockknopfes oder zwischen den Deckeln einer Taschenuhr Platz finden. In dem mystischen Dunkel, das mehr errathen als wahrnehmen läßt, „arbeiten“ sie jedoch ebenso „unentwegt“, wie jener Alexander. Hierin sind sich beide gleich.

Immer näher war nun der Zeitpunkt gerückt, an welchem das Geldmachen vor sich gehen konnte, das Prophezeien gegen baare Münze. Alexander ließ ausrufen, daß der Gott Äsculap, der in Schlangengestalt bei ihm wohne, orakeln würde. Zugleich gab er die Anweisung, daß Jeder die Frage, an deren Beantwortung ihm gelegen, in eine Schreiftafel schreibe, diese mit Bindfaden umwinde und mit Wachs, Thon oder einem ähnlichen Material wohl versiegeln sollte. Er würde sich damit in das Innere des mittlerweile ausgebauten Tempels begeben und dann die Tafeln zurückgeben, in denen Jeder eine auf seine Frage genau passende Antwort finden werde. Die Leute sagten: „Wie wäre es möglich, Alles zu wissen, was unter Siegeln von schwer nachzuahmendem Gepräge geschrieben steht, wenn dieses Alles wissende Wesen nicht wirklich ein Gott wäre?“ Lucian bleibt die Erklärung nicht schuldig und beschreibt umständlich, wie der Gaukler das Wachssiegel mit heißer Nadel ablöste und nachdem er die Frage gelesen, die Tafel wieder schloß. Auch theilt er eine Mischung von bruttischem Pech, Asphalt, fein gestoßenem Krystall, Wachs und Mastix mit, welche, am Feuer erweicht, eine Form von dem mit Fett gestrichenen Wachssiegel abzunehmen gestattet und steinhart geworden, als Petschaft benutzt werden kann. Auch aus Gips und Leim bereitete er eine Masse zum Abformen der Siegel. Genug, der Betrug war groß und die Einnahme glänzend. Alexander verdiente alljährlich siebenzig- bis achtzigtausend Drachmen (etwa 50–60000 Mark). Übrigens mußte er hiervon seine Gehülften, Kundschafter, Ausleger der Sprüche, Versiegler u.s.w. besolden. Ebenfalls mußte er die Boten bezahlen, welche, dem Orakel einen Namen zu machen, in die Ferne geschickt wurden und dort erzählten, wie wahr es prophezeie, wie es entlaufene Sklaven entdeckte, Diebe ans Licht bringe, vergrabene Schätze auffinden lasse, Krankheiten heile, ja sogar Tode erweckt habe. Die Reklame kostete auch schon damals nicht wenig, und zwar ward sie um so schwieriger und geldverschlingender, je mehr die Besonnenheit bei den Einsichtsvolleren zurückkehrte. Namentlich diejenigen, welche sich zu Epikur's Schule hielten, erachteten es für ihre Pflicht, dem Orakelunflug entgegenzuwirken. Dabei erklärte Alexander, um seine Gegner in Schrecken zu jagen, ganz Pontus sei mit Atheisten und Christianern angefüllt, welche sich erdreisteten, Lästereien gegen ihn auszustoßen. Diese müsse man steinigen, wenn man der Gnade des Gottes versichert sein wolle. Als einmal Jemand die Frage stellte, wie sich Epikur in der Unterwelt befände? antwortete das Orakel: mit Blei gefesselt säße er dort bis an den Hals im Schlamm. Ganz ähnlich erhielt das Schreibmedium Adele Gräfin von Vay aus dem Geisterreiche die Mittheilung: David Friedrich Strauß liege im Jenseits auf Eis und bereue unter furchtbaren Qualen die Herausgabe seiner materialistischen Werke, denn jede neue Auflage derselben bereite ihm gräßliche Pein. Trotzdem aber wehre Strauß jeden Bekehrungsversuch ab.

Die Epikuräer legten dem Alexander Fallen, indem sie verfängliche Fragen aufschrieben oder die Tafeln derart versiegelten, daß sie ohne Verletzung nicht geöffnet werden konnten. Alsdann kamen entweder unsinnige Antworten zum Vorschein oder gar keine. Als Lucian in Abonoteichos war, sandte er dem Alexander achtmal dieselbe Frage unter erdichteten Namen, aber schlau versiegelt. Alle acht Antworten lauteten verschieden und paßten wie die Faust auf's Auge, denn die Frage selbst lautete: „Wann wird Alexander über seinen Spitzbübereien erlappt werden?“ Der Prophet witterte jedoch Verrath und nur durch die Ehrlichkeit eines Schiffers, den Alexander zum Morde gedungen hatte, ward Lucian gerettet. Alle Enthüllungen, Verspottungen und Aufklärungen waren jedoch der Wundergläubigkeit der Menge gegenüber wirkungslos. Alexander trieb seine Unverschämtheit soweit, daß er den Kaiser Marc Aurel veranlaßte, Münzen zur Verherrlichung des Orakels schlagen zu lassen.

Es sollen noch drei Münzen der Abonoteichiten vorhanden sein, auf denen die Äsculapsschlange auf der einen und das Bildniß des Kaisers auf der andern Seite abgebildet sind. Schließlich starb Alexander und vermuthlich setzte die Wittve das Geschäft noch einige Zeit nach seinem Tode fort.

Mit den Orakeln zu Claros, Didymi und Mallus stand Alexander auf gutem Fuße, er schickte ihnen einige von seinen Kunden zu, damit der Handwerksneid der Vernachlässigten ihm keinen Schaden zufüge. Ein Medium verkümmert dem andern das Geschäft nicht.

Das Lesen versiegelter Briefe, das Schreiben zwischen verschlossenen Tafeln, welches nach der Meinung der Spiritisten mit Hilfe der Geister geschieht, geschah damals mit Hilfe Äsculap's. Wer nachzudenken gewohnt ist, wird sich auf die Seite Lucian's stellen und ebensowenig an die übernatürliche Macht der Geister, wie an die des wahrsagenden Äsculap glauben. Als ein Schüler des Epikur mußte Lucian den angeblichen Wundern mit Zweifeln gegenüberreten, denn keiner der griechischen Weisen zersetzte die Wunder und den Aberglauben unbarmherziger als Epikur. Das hatte seinen Grund darin, daß Epikur den Zauberschwindel vom Fundament aus kannte, denn seine Mutter trieb das Geschäft einer Wahrsagerin und ihr Sohn mußte ihr eine Weile dabei behülflich sein. So lernte er den magischen, spiritistischen Betrug kennen und von Ekel gegen mystisches Treiben erfüllt, das ihm ebensowohl Betrug dünkte, wie das Geschäft der Mutter, ward er ein Vorkämpfer gegen den Aberglauben seiner Zeit. Alles suchte er und seine Schüler auf Naturgesetze zurückzuführen. Daher die Wuth des Alexander und der

Zorn der Anhänger des Pythagoras und des Apollonius von Tyana gegen die Epikuräer, welche jenen Mystikern nur bedingungsweise Anerkennung zollten. Selbst Cicero schmähete Epikur, um den Pythagoras zu loben, dem er zuneigt. Auch heute stehen sich die Spiritisten und die Männer der exakten Wissenschaften gegenüber, es ging sogar so weit, daß Professor Zöllner die bedeutendsten Naturforscher in seiner Geistergläubigkeit in einer Weise angriff, die nicht mehr in den Grenzen der üblichen Polemik blieb. Es ist anzunehmen, daß die Priester der alten Orakel ebenso geschickte Nachhilfen auszuüben verstanden wie unsere heutigen Medien. Als ältestes Schreibmedium ist mir die Manto, die Tochter des Tiresias bekannt, von der Diodor sagt, daß sie Wahrsagerkunst so gut verstand wie ihr Vater und sich darin während ihres Aufenthaltes in Delphi noch weiter vervollkommnet habe. Sie hatte treffliche Naturanlagen und gab mancherlei schriftliche Orakel in einer äußerst künstlichen Form. Auch unsere Schreibmedien schreiben oft in gebundener Redeweise, während sie sich in einer Art von hypnotischem Zustande befinden. In welcher Weise der Hypnotismus mit den sogenannten spiritistischen Erscheinungen zusammenhängt, das zu untersuchen würde uns jetzt zu weit führen. Hier kam es darauf an, zu zeigen, daß schon in alter Zeit Spiritismus und Schwindel Hand in Hand gingen.

Das Hufeisen im Gerichtssaal

Nationalzeitung, 44. Jg. (1891), 13. Dezember, Sonntagsbeilage, S. 1–2

Es war um die Mitte des Weinmonats, im Jahre 1891, in der Reichshauptstadt, der Stadt der Intelligenz, als sich Folgendes ereignete.

Eine Frau – ihrer Eigenschaft nach Schwiegermutter – war des Meineides angeklagt. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihren Schwiegersohn der Untreue an seiner Frau zu überführen und in den Bemühungen, den Gatten ihrer Tochter gerichtlich anlaufen zu lassen, einen Eid geleistet, der hinterher als Falscheid angefochten wurde.

In Bezug auf den Schwiegersohn siegte die Tugend, der eingeleitete Prozeß konnte ihm nichts anhaben, glänzend und rein ging er aus der schwiegermütterlichen Verleumdung hervor. Diese aber kam vor das Schwurgericht, der beschworenen Rede sich zu verantworten.

Von vornherein sei hier gesagt, daß auch die Schwiegermutter rein und glänzend den Ihrigen wiedergegeben ward, denn es soll hier nicht über die Verhandlung berichtet werden, die ohnedies bei verschlossenen Thüren stattfand, sondern der Inhalt eines Päckleins, das die Angeklagte bei sich führte, ist der Gegenstand dieses Aufsatzes.

Bei dem ersten Anblicke hielten die Gerichtsdienere das Eingewickelte, seiner sichtlichen Schwere wegen, für ein Wehr oder Waffen, zumal unter Anklage stehenden Schwiegermüttern nicht zu trauen ist; beim zweiten prüfenden Blicke vermutheten sie verbotene Stärkung. Um ihren Scharfsinn nicht noch mit einer dritten Erwägung anzustrengen, hießen sie die Frau, das Räthsel zu enthüllen.

Es war ein Hufeisen.

Der dienstthuende Bote ließ der Frau das Eisen. Gewiß dachte er: „Was der Mensch braucht, muß er haben. Können Vertheidiger bisweilen nicht ohne ein einfaches Glas Sekt ihren schweren Verpflichtungen nachkommen, warum soll man der einfachen Frau das Hufeisen vorenthalten?“ Was dem Einen recht, ist dem Andern billig, und Hufeisen haben so ihre Kräfte!

Die Frau legte das Hufeisen auf die Anklagebank und setzte sich darauf. So lange die Verhandlungen es irgend gestatteten, blieb sie mit Hartnäckigkeit auf dem Eisen sitzen.

In den Zeitungen ward manches Wort des Tadels über den krassen Aberglauben der Frau zu Nutz und Frommen Andersgläubiger gesprochen. Um dieselbe Zeit ward der siebzigjährige (!) Geburtstag Virchow's gefeiert, die Wissenschaft gab dem Manne, der auf so viele Gebiete des Wissens unübertroffen fördernd einwirkte, ein Fest: man kann sagen, die Glorie der Aufklärung strahlte über dem Ganzen. Und in der Nähe dieses leuchtenden Tages offenbarte sich so arge Geistesfinsterniß.

Dieser eine Fall hätte an und für sich keine Bedeutung, aber als die Frau nach ihrer Freisprechung äußerte: „Ein Hufeisen bringt allemal Glück und deshalb nahm ich es mit. Und hab' ich nicht Glück gehabt? Nur meinem Hufeisen habe ich meine Freisprechung zu verdanken“ – und als diese Worte gesperrten Druckes durch die Tagesblätter gingen – wie viele Bewohner der Millionenstadt da wohl im Stillen dachten: „Die Frau hat Recht; ein Hufeisen bringt Glück!“

Die Zahl ist schwer zu errathen, und wäre doch zu ermitteln. Wenn nämlich bei der nächsten Volkszählung auf den Bogen die Frage gestellt würde: Sind gefundene Hufeisen (oder Stücke) vorhanden und wie schwer ist ihr Gewicht . . . es käme mehr Eisen zum Vorschein als zum Bau einer Siegesssäule der Unaufgeklärtheit erforderlich wäre. Nicht nur an Stallthüren, auf den Schwellen von Budikerkellern und

Vorstadtspinnen findet man in Berlin das gefundene Hufeisen, man sieht es auch an Portalen herrschaftlicher Häuser, im Boudoir vornehmer Damen, ja sogar auf dem Schreibtische moderner Gelehrter, wenn auch nur als Briefbeschwerer.

Der Glaube an die glückbringende, unheilwehrende Kraft gewisser lebloser Dinge ist alt wie die menschliche Geschichte und ebenso unausrottbar wie frei entstehend. Bis jetzt ist von Länderdurchforschern noch kein Volk gefunden, das nicht an die Kraft eines Amulettes, beziehungsweise eines Fetisches glaubte. Da man nicht annehmen darf, daß der Amulettglaube von einem Volke auf die anderen übergegangen sei, – jedenfalls haben die Eskimos weder Verkehr mit den Malaien der Südsee gehabt, noch die Zulu's mit den Rothäuten Amerika's – so ist zu vermuthen, daß er frei entstand und sich je nach Volks- und Landesart entwickelte, wie Rassen und Sprachen. Was einmal frei entstehen konnte, wird auch andermalig selbstthätig entstehen und ist daher unausrottbar. Der Keim ist das Bedürfniß und liegt im Menschengeschlecht, er schießt um so üppigere Sprossen, je günstiger die Bedingungen des Wachstums sind.

Keine Gegend der Erde ist so amulettgläubig wie der Orient, dort in der Heimath der Magie ist der Glaube an die Kraft magischer Anhängsel so recht zu Hause. Die Trockenkammer des Alterthums, Ägypten, bewahrte die Urkunden der Vergangenheit besser als die Länder, die sich des Regens erfreuen und dafür an Rost und Schimmel Tribut zahlen; in dem staubigen Schutt und den erhaltenden Gräbern des Pharaonenlandes finden sich daher auch die ältesten sicheren Beweise des Amulettwesens. Selbst den Mumien der Ärmsten sind Figürchen, Inschriftenringe, Skarabäen und mystische Augen mitgegeben, die den Einbalsamirten vor Zauber schützen sollten.

Was dem Todten von Nutzen war, mußte dem Lebenden nicht minder gute Dienste leisten. Der Schmuck der Lebenden bestand nicht nur aus kunstgewerblich werthvollen Arbeiten, sondern auch aus Kleindarstellungen solcher Dinge, die wegen der ihnen zugeschriebenen übernatürlichen Eigenschaften geschätzt wurden. Der heilige Käfer, der Skarabäus, war das Sinnbild des Seins; wer sein Bild als Amulett trug, war gegen den Tod gefeit. Das mystische Auge ward mit einem Schnürchen am Handgelenk oder am Arme befestigt und schützte gegen den bösen Blick und namentlich gegen neidische und zornige Rede. Der Blick und das Wort sind die Waffen, deren sich Haß und Neid und alle schlechten geistigen Eigenschaften des Menschen bedienen, ihnen gegenüber ist körperliche, greifbare Wehr machtlos; dem geistigen muß geistiger, dem magischen Einflusse magischer Widerstand geboten werden.

Angesichts drohender Gefahr, in erkannter Noth war ein Hilferuf zu den Göttern möglich (noch heute ist das Anrufen der Heiligen und ein kräftig Stoßgebetlein Volksgewohnheit), der ungesesehenen Lebensbedrängniß aber, der Heimtücke und Rückennachstellung konnte man durch das rasch gesprochene Wort nicht vorbeugen. Da mußte ein immerwährender Zauber helfen, die magische Kraft des geschriebenen Wortes, das am Körper getragen wurde, oder ein Anhängsel, ein Amulett, das durch seine Form, seine Herstellung, seine Abkunft magischen Sinn verrieth oder durch Weihe mit übernatürlichen Kräften begabt worden war.

Zweierlei Bedrängnisse waren seit jeher im Leben, deren Ausgang ungewiß ist: Krankheit und Verantwortung vor Gericht. Gegen Leiden des Körpers ist das Rüstzeug des Aberglaubens noch heut zu Tage ein sehr umfangreiches. Auf dem Lande wird das kalte Fieber immer noch abgeschrieben, gegen das Alexander von Tralles um die Mitte des sechsten Jahrhunderts ein Olivenblatt verordnete, worauf mit gewöhnlicher Schwärze die sinnlosen Worte Ka, Rai etc. geschrieben waren. Ein solches Blatt mußte dem Kranken vor Sonnenaufgang um den Hals gehängt werden. Wie der alte byzantinische Arzt versichert, hat er es vielfach angewendet.

Auch der ruhmreiche Galenus, der anfangs die Zaubersprüche für Nichts achtete, fand im Verlaufe der Zeit, daß sie Wunderkräfte besäßen. Er selbst sagt: „Manche glauben, daß die Zaubersprüche den Märchen der alten Weiber gleichen, wie ich es auch lange Zeit that; ich bin aber durch ihre augenscheinlichen Wirkungen zu der Überzeugung gelangt, daß in ihnen Kräfte wohnen, denn ich habe ihren Nutzen bei Skorpionstichen kennen gelernt und bei Knochen, welche im Schlunde stecken geblieben waren und in Folge des Zauberspruches sofort wieder ausgeführt wurden. Viele Mittel sind in jeder Beziehung trefflich und die Zauberformeln erfüllen ihren Zweck.“ Auf Grund dieses Galenischen Ausspruches empfiehlt Alexander von Tralles eine Anzahl von Amuletten, von denen das Verhütungsmittel der Fußgicht in sofern besonders merkwürdig ist, als es den noch jetzt gebräuchlichen sogenannten „Segen“ auffallend gleicht. „Man nehme ein goldenes Blatt (unsere Landleute nehmen Blei oder Papier) und schreibe bei abnehmendem Monde die untenstehenden Worte darauf; dann binde man die Sehnen eines Kranichs darum und schließe es in eine Kapsel ein, die der Kranke an den Fersen tragen muß. „Mei, threi, mor, ser, ge, ze, on. Wie die Sonne in diesem Namen fest wird, so macht auch dies

Gebilde fest. Ich nenne den großen Namen, in welchem das wieder fest wird, was dem Tode geweiht war“
u.s.w.

Waren so große, angesehene Heilkundige von der Macht der Amulette überzeugt, wie konnte da wohl das Volk vom Aberglauben frei werden, den es von den Vorfahren ererbt hatte! Die Ärzte konnten nicht ohne Magie helfen, selbst die Götter der Ägypter bedurften magischer Amulette, um sich zu schützen und mächtig zu sein. In dem Allerheiligsten der Tempel hing der Priester dem Götterbilde Amulette um, Isis war im Besitze auserwählter Zaubersprüche und noch jetzt, nach Jahrtausenden ist der Aberglaube des Nillandes, das von seiner alten Kultur so lange abgab, bis die nachbarlichen Schüler den Lehrer meisterten, überall zu spüren, wohin der Orient seine Gaben brachte. In dem heutigen Ägypten dürfte unter den Eingeborenen Jeder, der kein Amulett trägt, eine Ausnahme sein und die Koransprüche, die den Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens scheinbar zum Schmucke dienen, verleihen ihnen im Auge des Gläubigen wohlthuende magische Kräfte, selbst in den Teppich wirken die Knüpfer Farben- und Formenzusammenstellungen von mystischer Bedeutung. Der Frauenschmuck birgt Koransprüche, der Degengriff des Kriegers desgleichen. Das magische Wort, magische Schrift und magisches Anhängsel sind immer noch in den Landen ältester Weisheit zu Hause.

Aber auch im Norden, dessen Alterthümer in der Feuchte leider bis auf wenige Reste vergingen und dessen Sagen – heilige Särge vaterländischen Wissens – keine schützende Stätte mehr fanden, da Fremdes sich breit machte, gab es magische Geheimnisse. Brunhilde hatte von Wotan selbst Zauberrunen gelernt, mit denen sie binden und lösen konnte, heilen und schaden und in Schlachten fliegen. Diese Runen lehrte sie Siegfried. Darum war Keiner kundig und siegreich wie er. Und doch fiel, wie alles Große, auch er den Neidrunen.

Mit dem Runenzauber richtete der Wissende viel aus. Er machte, daß Feuer erlosch, die Wogen sich legten, der Wind sich drehte, woher er kommen sollte; er schlichtete Hader und Streit, sicherte vor Hieb und Stich, erweckte das Leben Todter und die Liebe Lebender. War einer vom Feinde gebunden, das Runenwort löste die Fessel von Händen und Füßen. Dieser Kunst rühmt sich Odin in dem Runenliede der Edda. Auch erzählt der Angelsachse Beda von einem gefangenen Krieger zur Zeit des Königs Edilred, dessen Fesseln sich immer wieder von selbst lösten, so oft sie auch angelegt wurden, und der deshalb gefragt wurde, ob er *litas solutarias*, lösende Runen, bei sich habe. Hiernach hätten die Ur-Germanen – Wotan an der Spitze – sich bereits auf das spiritistische Kunststück der Entfesselung gebundener Medien verstanden und somit wären neueste Wunder nichts als alter Zauber.

Die an jenen Krieger gerichtete Frage, ob er lösende Runen bei sich habe, setzt die Gepflogenheit voraus, daß Runen-Amulette getragen wurden. Trinkhörner mit eingeritzten Runen bewahrten vor Gifttrank, Schwerter mit eingegrabenen Zeichen verhalfen zum Siege, der runengekerbte Stab aus Buchenholz – der Buchstab – diente zum Looswerfen, Wahrsagen und als Amulett. Von den Aestuern, den Anwohnern der Bernsteinküste, den späteren Preußen, berichtet Tacitus im 45. Kapitel der *Germania*, daß sie als Zeichen ihres Glaubens Bilder von Ebern trügen, die ihnen unter allen Umständen, auch mitten unter Feinden Schutz gewährten. Der Eber war das Symbol der Sonne; beim Julfest, wo die Wiedergeburt der Sonne gefeiert wurde, durfte Eberbraten nicht fehlen. Auch buk man aus Honig und Mehl das Bild des goldborstigen Ebers. Honigkuchen und Schweineschlachten künden auf dem Lande immer noch die Weihachtszeit, die Julzeit an.

Wie das Eberbild den Aestuern Symbol des Sonnengottes war, so waren der Pferdekopf und das Hufeisen Symbole des weltdurchschreitenden Wotan. Auf seinem Wolkenrosse Sleipnir, den blauen Himmel als Mantel, mit dem Sonnenauge allsehend, ist Allvater Wotan der Mächtige, Helfende, der Kriegsgott und Siegesgott. Der Pferdekopfgiebel an den niedersächsischen Bauernhäusern bedeutet, daß das Haus unter den Schutz Allvaters gestellt sei, das an die Scheunthür, an den Pfosten oder auf die Schwelle genagelte Hufeisen hat denselben Sinn: es hält jedes Übel ab, als wenn der Gott selbst, dessen Zeichen es ist, jedem Schaden wehrte.

Der Glaube an die behütende Kraft des Hufeisens ist eine so verbreitete, daß selbst an Kirchenthüren das Symbol des Wotanrosses, das des Gottes selbst, zu finden ist, ebenso wie in Stadtwappen an Stadthoren. Auch auf dem Vordertheile von Schiffen sieht man angenagelte Hufeisen. Wenn des fliegenden Holländers Geisterschiff einem anderen Fahrzeuge begegnet, dann bringen einige der Gespenster an längst Verstorbene gerichtete Briefe, die müssen an den Mastbaum festgenagelt werden, sonst widerfährt dem Schiffe ein Unglück, besonders wenn keine Bibel an Bord ist oder am Fockmast kein – Hufeisen.

In der schlimmen Noth vor dem Richter, angeklagt und von Zeugen beschuldigt, wo es der Wahrheit ebenso schwer wird zu triumphiren, wie der Unwahrheit obzusiegen, kann den um Recht und Unrecht Streitenden nur Magie helfen. Wotan wußte einen Runenspruch, ein gestabtes Lied: „Hilfe verheißt mir

eins“, so kündigt er, „denn helfen mag es, in Streiten und Zwisten und in allen Sorgen“. In Pommern wissen die Leute noch heute einen Spruch, den man sagen muß, um vor Gericht stets Recht zu bekommen. Er lautet nach Dr. Ulrich Jahn's Hexenwesen und Zauberei in Pommern:

Ich N. N. tret' vor des Richters Haus,
Da schauen drei todte Männer zum Fenster hinaus.
Der eine hat keine Lung,
Der Dritt' erkrank', verbind' und verstumm'.

Zugleich muß der Rechtssuchende einen Papierzettel in der Tasche tragen, worauf geschrieben steht: „Jesus Nazarenus Rex Judaeorum“.

Will Jemand einen Prozeß gewinnen, muß er sein Taschenmesser, wenn er vor Gericht geht, aufgemacht, die Spitze nach unten, in die Tasche stecken.

Der Spruch und das Eisen des Messers – Eisen war heiliges Metall – weisen auf fernste Vergangenheit zurück. Nahm die bedrängte Schwiegermutter ein Hufeisen mit in den Gerichtssaal, so that sie nach dem Glauben der Vorfahren, die bei Wotan Hilfe suchten, der Runen wußte, die in Streit und Zwisten das Glück günstig wandten, und wer in Berlin in einem gefundenen Hufeisen einen glückbringenden Talisman ersieht, verehrt, welcher Religion er auch angehören möge, ganz im Geheimen, unbewußt, aber starkgläubig Allvater Wotan, ihn, den allmählig die Überlieferung zum wilden Jäger machte und der doch der Geschicke lenkende Gott bleibt so lange . . . als das Hufeisen geglaubt wird.

So wandeln in Ägypten noch heute ungesehen Usiri und Isis und viel andere Götter und helfen dem Glaubenden wie vor Jahrtausenden durch die magische Kraft der Amulette.

Wer genau zusah, der erblickte neben der Frau mit dem Hufeisen einen Greis in blauem Gewande. Der Hut deckte das eine Auge, das andere aber leuchtete hell wie vor Jahrtausenden, wie die Sonne am Himmelszelt. Der sprach einen Zauberspruch und die Frau, die sich seinem Schutz vertraut hatte, ging los aus der Fährlichkeit des Gerichtes hervor.

Und weder das römische Recht, noch die neue Amtsrobe, noch sonst irgend etwas vermochten was gegen den Greis . . . es war Wotan in höchsteigener Person, dazumal in Moabit um die Mitte des Weinmonats im Jahre des Heiles 1891.

Von verbotenen Dingen

Nationalzeitung, 44. Jg. (1891), 19. April, Sonntagsbeilage, 1-2 und Sphinx 12 (1891) 75-81

Das Wort ist frei, die Presse ist frei, es giebt sogenannte freie Bühnen, Gewerbefreiheit haben wir auch – aber trotz allerlei Freiheiten ist es dennoch verboten, eine Reihe von Fragen ernsthaft zu behandeln, wenn man nicht den Bannfluch des neunzehnten Jahrhunderts auf sich ziehen will, den Fluch der Unaufgeklärtheit.

Für unaufgeklärt zu gelten, das ist die größte Schmach, in die jemand geraten kann. Lieber ein bißchen Spitzbube mit Schlauheit, als ein Ehrenmann mit Beschränktheit. Wer unter dem Verdachte der Unaufgeklärtheit steht, – das ist der bewußten störrischen Dummheit, gegen die alle Weisheit vergebens ankämpft, – ist ein Ausgestoßener, Verachteter, dem nicht einmal das Almosen des Mitleids zu teil wird, sintemal man Boshafte nichts verabreicht. Darum hütet sich jeder wohl und hält sich zu den Erleuchteten, macht mit in Aufgeklärtheit, glaubt nur, was diese lehrt, und wandelt, wie man zu sagen pflegt, auf den Höhen der Menschheit. Schließlich wird man durch und durch aufgeklärt, wie jene Frau eines Sozialdemokraten dort oben in der Gegend von Flensburg, die der Seelsorger mit Trost versehen wollte, wie er für die Pflicht seines Amtes hielt, als ihm die Kunde von dem Tode ihres Mannes ward. Als die Frau den Geistlichen erblickte, streckte sie abweisend die schwielige Rechte gegen ihn aus und rief: „Herr Pastor, bleiben Sie mich zehn Schritt von'n Leibe. Zwischen Sie und mich steht die Wissenschaft.“ Diese Geschichte hat sich vor etlichen Jahren so zugetragen, wie sie hier erzählt wird. Sie prägte sich mir unvergeßlich als ein Beweisstück für die „segensreiche“ Wirkung der Wissenschaft in den breitesten Kreisen ein. Wäre ich ein Maler, ich würde ein Zeitbild daraus machen und darstellen, wie die lichte Aufklärung in Gestalt der einfachen Volksfrau den unaufgeklärten Dunkelmann zum heiligen Darwin oder sonst wohin schickt.

Von solchen Dingen darf man sprechen. Gefährlich, wenn auch nicht gerade lebensgefährlich, dagegen ist es, Zweifel an den jetzigen Satzungen der Wissenschaft merken zu lassen, obgleich jemand einmal gesagt hat, die Unsterblichkeit der meisten modernen wissenschaftlichen Unumstößlichkeiten dauern selten über vier Jahre. Ich bin froh, diesen Ausspruch nicht gethan zu haben, es liegt eine Lästerung und Versündigung gegen den Zeitgeist darin.

Wie jene einfache Frau aus dem Volke ganz und voll und unentwegt für die Wissenschaft eintrat, so liegt es auch dem Aufgeklärten ob, sich ablehnend gegen alles zu verhalten, was von wissenschaftlicher Seite aus dem Tempel der Erleuchtung gewiesen wird. Es kommt dabei weniger auf Richtigsprechen als auf Rechtsprechen an. Jene Frau hatte recht von ihrem Standpunkte aus, aber sie sprach nicht ganz richtig. Philologie hatte sie augenscheinlich noch nicht getrieben. Über Dinge zu reden, die der patentierten Aufklärung widersprechen, ist verboten. Man kann nur darüber sprechen, wenn man sie gründlichst verurteilt. Wer z. B. sagt: „Die Magie ist ein Schwindel von unten bis oben“, dem geschieht nichts. Wer aber die Frage stellt: „Wie ist es möglich, daß magisches Wesen, soweit Geschichte reicht und uns Kunde vom Völkerleben wird, überall vorhanden ist und doch nicht wissenschaftlich zugegeben wird?“ – der thut Verbotenes, und redet sich um das bißchen Menschenwürde, das ihn von seinem Stammvetter, dem Gorilla, unterscheidet, und um die Gunst, zu den Aufgeklärten gerechnet zu werden. Ich bin überzeugt, wenn ich zu dem Wurstmacher meiner Straße, der nebenbei bemerkt, ein wohlhabender Mann ist, sagte, daß es Dinge gäbe, an denen die Wissenschaft vergebens herumrate und mancherlei zwischen Himmel und Erde unserer Weltweisheit immer noch verborgen sei – er würde mich nicht mehr als Zeitgenossen ansehen, sondern in das früheste Mittelalter zurückschätzen. Der Mann liest täglich seine zwei Zeitungen. Er weiß.

Es ist verboten das Tischrücken ernst zu nehmen. Man muß sagen, die Tische werden in schwindelhafter, betrügerischer Weise geschoben, das ist erlaubt. Wie aber das Schieben gemacht wird – ich sehe von den allen Taschenspieler bekannten Kunstklammern ab, womit Tische vom Handgelenke aus in Bewegung gesetzt werden – darüber sind noch keine Versuche gemacht und Regeln entdeckt worden, die eine Geltung beanspruchen könnten wie die Gesetze der Schwere und der Pendelschwingung.

Auch die Wünschelrute darf von Aufgeklärten nur als Unsinn betrachtet werden, wenn auch schwer zu erklären ist, daß von Moses Zeiten bis zu unseren Tagen der Gabelzweig in den Händen geeigneter Menschen ein sicheres Mittel zum Auffinden von unterirdischen Wasserläufen ist. In Holstein ist das Wassersuchen mit der Rute, teils auch mit dem sogenannten siderischen Pendel, seit Menschengedenken üblich. Ich kenne holsteinische Rutengänger aus vornehmen und geringen Kreisen, Gutsbesitzer, Pächter, Tagelöhner, denen die Gabe eigen ist, Wasser mittelst der Wünschelrute zu finden. Ich habe die Sache praktisch verfolgt und eine Reihe von Versuchen angestellt, so daß möglichst ein Versuch zur Prüfung des anderen diente, was mir um so leichter möglich war, als an mir, dem bisher Zweifelnden, sich die Eigenschaft des Rutengehens herausstellte, als ich den zweizinkigen Zweig selbst in die Hand nahm, wie es der Gebrauch lehrt. Dies teile ich hier nur ganz unter uns mit, denn würde ich es öffentlich sagen, möchte es mir gehen wie einmal, als ich streng wissenschaftlichen Leuten davon sprach. Sie lächelten mir milde zu wie einem Kranken, für den der Wagen nach einer Anstalt mit Gummizellen vor der Thür steht und von dem man annimmt, daß er durch gütiges Zureden eher zum Einsteigen veranlaßt wird als durch Gewalt. Zu spät ersah ich, daß ich von verbotenen Dingen geredet hatte: mein bißchen Ruf als Aufgeklärter des Jahrhunderts der Spektralanalyse war hin. Selbst der Hinweis, daß im südlichen England in den letzten Jahrzehnten ein halbes Hundert Quellenauffindungen durch die Wünschelrute in bester Form beglaubigt vorläge, verfing nicht. Die Thatsache, daß die Great Western Electric Light Company in Sommerset sich von dem Rutengänger W. S. Lawrence aus Bristol im Jahre 1882 Brunnenquellen für ihre Dampfkessel aufsuchen ließ, weil die Geologen immer aufs Trockene gerieten, ward als ungehörig und widersinnig verworfen. „Es sei“, so sagten sie, „einem wissenschaftlich empfindenden Verstande unmöglich, sich zu denken, daß einer so neuzeitlichen Errungenschaft, wie einer Elektrisch-Licht-Gesellschaft mit einem so altabergläubischen Instrument zu Hilfe gekommen werden mußte, wie die Wünschelrute eins ist. „Lieber“, so fuhren sie fort, „wollten sie sich einen Nagel in den Kopf schlagen lassen, als ihr Gehirn mit solchem Wahnwitz verunsäuern.“ Um ihnen das Leben zu erhalten und meinen Ruf wieder zu erlangen, schwor ich die Wünschelrute, soweit wie möglich, ab und erklärte, der artesische Bohrer sei ihr über. Sie schlägt aber doch.

Noch verbotener als die Wünschelrute ist der tierische Magnetismus. Er ist ein Gemenge von Einbildung, Hypnotismus, Hysterie, Verrücktheit, Schwindel, Betrug, Kurpfuscherei, Aberglaube, Dummheit und überwundenem Standpunkt. Damit kann und darf sich ein Mann, der seine Wissenschaft rein erhält, nicht abgeben. Und dennoch spukt der Lebensmagnetismus schon über vier Jahre, länger also als manche moderne wissenschaftliche Errungenschaft, wie z. B. das benzoesaure Natron gegen Tuberkulose, oder die Transfusion von Tierblut, an der die Kranken so unerwartet eingingen, länger noch als eine ganze Reihe theoretischer Erklärungen der Elektrizität, länger als die chemische Typentheorie u. a. m. Mesmer trat mit dem Lebensmagnetismus im Jahre 1775 schriftlich auf, also vor über hundert Jahren. Die Kenntnis der seltsamen Kraft ist aber viel älter. Die Ägypter wandten sie bereits an. Damals, als die Schwägerin des Königs Ramses XII, welche zu Buchtan wohnte, dem heutigen Tschai-Buchtan am oberen

Tigris, von dem auch Moltke in seinem Reisewerke spricht, von einem bösen Geiste befallen war, der ihr in den Gliedern lag, ließ der König einen der Arztpriester kommen, einen Mann, der Herr seines Willens und Meister seiner Finger war, daß er hinziehe und die Kranke heile. Schaudernd und staunend wohnten der Große von Buchtan (der Vater) und die Kriegswürdenträger der Heilung bei, welche der vom Gotte Chonsu geweihte Ägypter durch segnende Bestreichung bewirkte. Diese Geschichte ist weitläufig in auserlesenem Hieroglyphisch auf der sogenannten Bentroschstele der Pariser National-Bibliothek zu lesen und ward von dem Münchener Ägyptologen Professor Lauth in schwerfälligem Gelehrtendeutsch übertragen. Die geheilte Tochter des Großen von Buchtan hieß Bentrosch, der Magnetiseur aber Tothemhebi. Vergangen sind seit jener Zeit über dreitausend Jahre.

Es kann daher nicht verwundern, wenn immer wieder die Frage auftaucht: was ist eigentlich der tierische Magnetismus? Giebt es einen solchen? Oder giebt es ihn nicht? Ist er wirklich jenes Gemenge aus Dummheit, Schwachsinn und Nervenkrankheit oder darf man ihn als eine vorläufig unerklärliche Kraft betrachten? Von Ramses XII bis Mesmer und darüber hinaus spielt das geheimnisvolle Etwas eine Rolle, das kurzweg Lebensmagnetismus genannt, von vielen bejaht, von vielen verneint wird. Einige Leute meinen, es sei ebenso wichtig von Staats wegen den Lebensmagnetismus der erforschenden Prüfung zu unterwerfen, wie die Durchforschung von Seesterngedärmen und Wasserflohaugen.

Es steht zu befürchten, daß der Wurstmacher meiner Straße diese Leute zu den unaufgeklärten rechnet. Leute, welche den Lebensmagnetismus zu Heilzwecken anwenden, nennt man Heilmagnetiseure. Die kommen öfters auf die Anklagebank, weil Lebensmagnetismus kein vom Staate urkundlich beglaubigtes Heilmittel ist. Im Jahre 1890 wandte sich das Amtsgericht Zwickau in Sachen eines angeklagten Mesmeristen an Geheimrat Prof. Dr. von Nußbaum in München um ein Gutachten, aus dem hier nachstehendes ausgeschrieben ist.

„Ich gebe mir nun die Ehre, meinem Eide wohl eingedenk folgende Behauptungen aufzustellen:

1. Ein tierischer Magnetismus, welcher große Kraft besitzt, so daß das Berühren mit den Händen oder das Magnetisieren des Wassers schon vieles leistet, existiert bestimmt.

2. Der tierische Magnetismus ist bis jetzt nur von ganz wenigen wissenschaftlich Gebildeten studiert worden, weshalb man dessen Kräfte noch recht wenig kennt.

3. Von gerichtsärztlicher Weite muß daher jedes Urteil noch mit großer Sorgfalt abgegeben werden.

Zur Zeit scheint mir diese Angelegenheit auf dem Standpunkte zu stehen, daß man weder jene einer Ignoranz beschuldigen darf, welche an die vom Magnetismus erzählten Wunder nicht glauben, noch daß man ihre Antagonisten, welche dem Magnetismus bisher noch nicht gekannte Kräfte zuschreiben, der Übertreibung oder des Schwindels beschuldigen darf.

Hochachtungsvoll

Geheimrat von Nußbaum.“

Aus diesem Gutachten geht hervor, daß es tierischen Magnetismus giebt; was er ist, wird uns auch hier nicht erklärt. Ein kluger Mann nannte ihn eine physiologische Kraft. Das Fremdwort klingt ungemein klug, so einleuchtend, so selbstverständlich. Ich habe lange nachgesonnen, was wohl eine physiologische Kraft sein könne. Schließlich fand ich: – Lebensmagnetismus. So war ich auch nicht klüger geworden. In dem genannten Gutachten sagt Prof. von Nußbaum ferner: „Wissenschaftliche Ärzte haben sich noch wenig mit dem Magnetismus beschäftigt, sondern es bequemer gefunden, ihn als Schwindel zu bezeichnen; allein das Wahre findet immer seinen Weg und lägen auch diese wunderbaren Kräfte noch in Laienhänden, so kann man sie doch nicht lange mehr ignorieren. Bei den Ärzten ist es eine egoistische Furcht, ihren guten Namen einzubüßen und den Schwindlern beigezählt zu werden.“ Wie aber soll Wahres sich Bahn brechen, wenn berufene Fachleute sich aus irgend einem Grunde fürchten, dem zu erforschenden Gegenstande nahe zu treten? Mutige Reisende durchqueren gefahrbergende Weltteile, setzen ihr Leben wilden Menschen und Tieren aus, leiden Hunger und Durst, atmen Fieberkeime ein, lassen am Gleicher die Leber ausdorren, im Nordeise die Gliedmaßen erfrieren, Chemiker arbeiten der Wissenschaft wegen mit Sprengstoffen, die jeden Augenblick ihnen den Kopf abzureißen drohen, Ärzte dringen mutig in Cholera- und Pestbezirke ein, aber auf das Gebiet der magischen, mystischen, übernatürlichen Erscheinungen wagt sich nicht so leicht jemand. Auch dem bereits alternden Prof. von Nußbaum ist jenes Gutachten stark verdacht worden. Nicht von Wurstmachern, deren Bildung aus dem Tagesgewäsche Nahrung saugt, sondern von studierten Leuten und Fachgenossen, die viel von der Beeinflussung des menschlichen Klarblickes durch Morphium zu erzählen wußten und der kindlichen Milde der Greisenschaft.

Von dem Gedanken ausgehend, daß allem, was unseren Sinnen wahrnehmbar geschieht, natürliche Ursachen zu Grunde liegen, wäre es wünschenswert, wenn das „Übernatürliche“ auf seine Ursachen zurückgeführt würde und zwar zu gunsten der Aufklärung und zu ungunsten des Aberglaubens oder,

wenn man will, zum Nutzen der Menschheit. Die Kunststückchen, die schon die Alten mit dem geriebenen Elektron, dem Bernstein machten, waren Jahrhunderte hindurch nichts als Spielerei, bis forschend erkannt wurde, daß der Blitz und die im Bernstein entwickelte Kraft gleicher Art seien. Darauf erst konnte Franklin den Blitzableiter erfinden und später Edison als elektrischer Zauberer technische Wunder thun. Wer hätte je gedacht, daß die anziehende und abstoßende Kraft des geriebenen Bernsteins, die tanzenden Härchen und Faserchen, am Ende des 19. Jahrhunderts der Welt das elektrische Licht aufstecken würden? Und doch ging der Weg also, weil Forscher das Spiel zwischen geriebenem Bernstein und leichten Körperchen der eingehenden strengen Beobachtung nicht zu gering hielten.

Nun ist in neuerer Zeit eine Beobachtung gemacht worden, welche ebenso geringfügig erscheinen könnte, wie der Bernsteinversuch und nicht minder folgenschwer sein dürfte, wenn auch auf einem anderen Gebiete, auf dem der verbotenen Dinge nämlich. Vielleicht sieht sich die Wissenschaft gemüßigt, von diesem Punkte aus den magischen Erscheinungen auf die Spur zu kommen.

Auf der Universität Helsingfors nämlich beschäftigte sich Herr Fr. Elfving mit dem Wachstum eines Schimmelpilzes, des *Phycomyces nitens*, den er auf Brot ausgesät bei vollständigem Lichtabschluß sprießen ließ. Gleichzeitig aber drehte sich das Brot um eine wagerechte Achse, in fünfzehn Minuten einmal, wodurch der richtende Einfluß der Schwerkraft aufgehoben ist, so daß die Schimmelpilze geradeaus wachsen mußten. Wider Erwarten aber wuchsen nicht alle Fruchttträger („Zweiglein“ zum leichteren Verständnis) geradeaus, sondern die am Rande sitzenden krümmten sich nach auswärts. Dem scharf Beobachtenden fiel eins auf. Er untersuchte, ob die Centrifugalkraft hieran schuld sei oder der Aerotropismus, oder die Kohlensäure, welche von den dichtstehenden Schimmelpilzen entwickelt, die Zweiglein der Randpflanzen wegtrieb. Keine dieser Ursachen war thätig. Ein dauernder Strom von Kohlensäure hatte ebensowenig Einfluß auf das unregelmäßige Wachstum wie die lang fortgesetzte Absaugung der von den Pilzen erzeugten Kohlensäure. Nahm aber Herr Elfving lebendige Kohlensäurequellen in Gestalt kräftig wachsender Keimwurzeln, die er an Korkplatten befestigt über den sich drehenden Schimmelpilz hing, so fand er zu seinem Erstaunen, daß die Fruchttträger des *Phycomyces* sich nicht nur nicht wegwendeten, sondern im Gegenteile sich den Wurzelkeimen zukrümmten. Die wachsenden Wurzeln übten also einen Reiz auf die in ihrer Nähe wachsenden Schimmelpilze aus.

Um zu ermitteln, ob auch andere Körper ähnliche Wirkungen ausüben, hing Herr Elfving in ähnlicher Weise verschiedene Metalle über der Pilzaussaat auf. Es ergab sich, daß Eisen deutliche, Zink und Aluminium aber nur schwache Anziehung auf die wachsenden Fruchttträger ausübten. Silber, Gold, Platin, Wismut, Antimon, Cadmium, Kobalt, Nickel, Zinn, Blei, Kupfer, Messing und Aluminiumbronze bleiben wirkungslos. Worin lag die anziehende Kraft des Eisens? Wir wissen, daß Eisen sowohl Stahl und Eisen wie auch Nickel anzieht, wenn es magnetisch ist; von seiner anziehenden Kraft auf wachsende Pflanzenteile hören wir hier zum ertenmale. Herrn Elfving machte diese Erscheinung stutzig. Er versuchte, zu ermitteln, ob etwa im Eisen aufgespeicherte Licht- oder Wärmestraheln, magnetische oder elektrische Kräfte die wirksamen Ursachen seien, aber er mußte diese Einwände zurückweisen und sah sich gezwungen, anzunehmen, daß von dem Eisen eine besondere, eigenartige spezifische Kraft auf den wachsenden Schimmelpilz ausgeübt wird. Gleiche Anziehung erwies sich bei Siegellack, Geigenharz, glattem Papier, Wachs, Seide, Wolle, Holz und Schwefel. Damit die Erscheinung deutlich auftritt, ist es bei feuchtwerdenden Gegenständen notwendig, daß sie ganz trocken sind und auch die Luft nicht wasserundstig ist, da feuchte Oberflächen abstoßend wirken. Bei Versuchen mit elektrisierten Scheiben wurden die Pilzfäden wie andere Fasern angezogen, aber weder positive noch negative elektrische Ladung übte einen richtenden Einfluß auf die wachsenden Fruchttträger des Pilzes aus. Die anziehende Wirkung der lebenden Keime sowie des Eisens und einiger anderer Stoffe auf die dem wachstumrichtenden Einflüsse der Schwerkraft entzogener Pilzpflänzchen gleicht in vieler Beziehung magischen Wirkungen. Was von den lebensmagnetischen Erscheinungen seit alters her berichtet wird, findet sein Ähnlichkeitsbild in der Wechselwirkung zwischen den lebenden Keimen und dem Schimmel. Nur der Lebende wirkt auf den Lebenden. Das ungelöste Rätsel der Zuneigung und Abneigung ist weder magnetischer noch elektrischer Art, sondern ebenso geheimnisvoll „physiologisch“, wie die Anziehung der Fruchttträger des *Phycomyces* durch die lebenden Keime.

Empfindliche Menschen fühlen Metalle – Reichenbach gründete seine sogenannte Odtheorie mit darauf –, ebenso wunderlich ist die „spezifische“ Wirkung des Eisens auf den Schimmelpilz unter den erwähnten Verhältnissen. Der gedrehte Schimmel befindet sich nicht in regelrechten, sondern in Ausnahmeverhältnissen und folgt jetzt Kräften, denen er sonst Widerstand entgegengesetzt. Ähnliches hat bei Personen statt, die magischen Einflüssen unterliegen. Dem Kranken ist der Lebensmagnetismus spürbar, der Reizbare folgt Zu- und Abneigungen, denen der Abgehärtete widersteht; die übernatürlichen

Kräfte ebensowohl, wie das leicht irreführende Spiel der Einbildung sind meist nur unter besonderen Bedingungen zu studieren. Auch der *Phycomyces* ist in sonderliche Umstände versetzt. Er kann aber weder betrügen, noch schwindeln, er folgt der eigentümlichen Kraft, die ihn anzieht. Und diese Kraft ist vorläufig unerklärt. Man könnte sie mystisch, magisch nennen, aber da käme man auf das Gebiet der verbotenen Dinge.

Hoffentlich geht von diesem unscheinbaren Schimmel, wie einst vom geriebenen Bernstein, die Lösung vieler Fragen aus, deren Beantwortung auf sich warten läßt, weil Aufgeklärte sich erstaunlicherweise nicht mit ihnen befassen können, um ihren Ruf nicht auf das Spiel zu setzen. In diesem Sonderfalle aber liegt nichts Verdächtigendes vor. Die Wege der Forschung sind die zunftgemäßen, die Versuche wurden gemacht in Bezug auf das Wachstum pflanzlicher Lebewesen.

Von Geheimwissenschaften

Zuerst abgedruckt in: Dabeim 29 (1892/93) 731–734

Wieder abgedruckt in: Heinz Treulieb und allerlei Anderes von Julius Stinde. Hrsg. von Marx Möller. Berlin: Freund 1906, S. 236–248.

Es gibt gar vieles, dessen Tatsächlichkeit der Gebildete von heute nicht zugeben darf, wenn er nicht in die Acht der Unaufgeklärtheit getan und als Leichtgläubiger oder geistig Beschränkter verlacht werden will. Und doch scheint das Verlachen und Verleugnen dem Ringen nach Erkenntnis auf jenem Gebiete nicht länger Einhalt tun zu können, das seit alters her als das Gebiet des Übernatürlichen bezeichnet wurde.

Es gibt Vorgänge, Erscheinungen des Natur- und Seelenlebens, die von der offiziellen Wissenschaft nicht anerkannt werden, deren Untersuchung als unstatthaft gilt, weil ihre Ursachen den Sinnen verborgen sind und sich der üblichen Messung und Wägung entziehen. Die Erforschung dieser geheimen, verborgenen Ursachen ist die Aufgabe der Geheimwissenschaft, die daher ihren Namen hat, neuerdings auch kurzweg Okkultismus genannt wird. Zu den Erscheinungen des Natur- und Seelenlebens genannter Art gehören die wissenschaftlich verrufensten Dinge wie: der böse Blick, das zweite Gesicht, die Wunschelrute, Wahr- und Warnträume, Doppelsehen, Fernwirkung Sterbender, Somnambulismus, magische Heilungen, Gedankenübertragung, Tischrücken, Klopföne, Geister- und Spukerscheinungen, Medien, Spiritismus.

Von dieser Liste wendet sich der moderne Aufgeklärte schauernd ab und preist die heutige helle Zeit, in der solche Erzeugnisse des finstersten Aberglaubens schon von einem Schulknaben als vernunftwidrig verworfen werden. Trotzdem aber sprechen sich vernünftige Männer, sogar hervorragende Gelehrte der exakten Wissenschaften dahin aus, daß es geboten sei, jenen sogenannten übersinnlichen Erscheinungen nachzuforschen, um dem Aberglauben, der sich an sie knüpft, zu zerstören und durch ihre Erforschung die Erkenntnis des Menschen zu fördern. Viele glaubwürdige Männer sind Zeugen übersinnlicher Erscheinungen gewesen, und zwar auch in der jüngsten Zeit; nachdem sie auf das peinlichste feststellten, daß weder Selbsttäuschung noch Betrug vorlag, wurden sie zu Jüngern der Geheimwissenschaft. Von den Vielen sei hier besonders Alfred Russel Wallace, der englische Zoologe genannt, der von sich selbst sagte, daß Spencer, Daniel Strauß und Karl Vogt seine Propheten waren, und er keinen Platz in seinem Kopfe für die Vorstellung einer geistigen Existenz hatte oder für andere Wirkungskräfte im Universum, als für Kraft und Stoff finden konnte, bis sogenannte übersinnliche Tatsachen ihn zu einem eifrigen Anhänger der Geheimwissenschaft machten. Ähnlich erging es dem Professor der Physik Crookes, dem Entdecker des Thallium und der strahlenden Materie, dem Professor der Chemie Butterlow in St. Petersburg, Lombroso, dem italienischen Gelehrten, der zugleich mit dem berühmten Astronomen Schiaparelli zu dem Schluß kam, daß die von ihm beobachteten unerklärlichen Erscheinungen nicht auf künstliche Weise hervorgebracht, und daß solche Phänomene einer wissenschaftlichen Beachtung würdig seien. Professor Zöllner wurde bekanntlich, als er den übersinnlichen Erscheinungen mit mathematischen Erklärungen nahe trat, für geisteskrank erklärt; dem englischen Astronomen Huggins, dem Mathematiker Morgan, dem Elektriker und Begründer des Kabeltelegraphen Varley geschah dergleichen nicht, als sie für die Wirklichkeit des verschrieenen Übernatürlichen wissenschaftlich eintraten, weil in England die Forschung etwas freier ist, als anderwärts.

So alt geschichtliche Aufzeichnungen sind, ebenso alt sind die Nachrichten von übersinnlichen Erscheinungen. Die Keilschriften des Akkader berichten von unerklärlichen Klopfönen, das Alte Testament bringt zahlreiche Zeugnisse von Wahr- und Warnträumen, von Magie und Zauberei, die griechische und römische Literatur nicht minder, und jetzt, da die Hieroglyphenschrift nur noch wenig

Rätsel birgt, stellt sich heraus, daß in Alt-Ägypten die Hypnose ebenso zu Heilzwecken benutzt wurde, wie heute. Wißmann fand bei den Mawembas ein dem Gottesurteil entsprechendes Verfahren, Diebe und gestohlenen Gut zu entdecken, das nichts als eine abgeänderte Art des Gedankenlesens ist, und die Medizinmänner der Bella Koola-Indianer aus dem hohen Norden, die vor einigen Jahren in Europa gezeigt wurden, verstehen sich auf spiritistische Betrügereien, wovon ich mich selbst überzeugte, so gut, daß anzunehmen ist, ihnen sind von jeher übersinnliche Erscheinungen bekannt, die sie zur Wahrung ihres Ansehens künstlich nachahmen, wenn sie sich nicht einstellen, geradeso, wie ertappte Berufsmedien es häufig genug machen. Daß der Asiate dieselben unerklärlichen Erscheinungen kennt, wie der Afrikaner und der Nordamerikaner, daß der Wilde ohne geschriebene Überlieferung Dinge weiß, wie sie ähnlich seit Jahrtausenden unlesbar in Hieroglyphen aufbewahrt wurden, muß jedem auffallen, der sich noch wundern kann. Nach Tyndall aber ist es gerade eine wesentliche Eigenschaft des Forschers, sich an der richtigen Stelle wundern zu können, denn die Verwunderung soll der Ausgangspunkt neuer Untersuchungen sein, aber nicht die Forschung mit dem Ausdrucke schließen, daß wir vor Unerforschlichem stehen.

Man könnte die Frage also stellen: „Was ist es um den Aberglauben? Was ist Wahres daran, was Tatsächliches, was Selbsttäuschung, was Betrug? Welcher Art sind die Kräfte, die scheinbar den uns bekannten Naturgesetzen nicht gehorchen?“ So alt wie die Erscheinungen sich auch diese Fragen und die Versuche ihrer Beantwortung.

Zur wissenschaftlichen Bearbeitung eines Gebietes gehört vor allem seine Festlegung, die in diesem Falle mit der geschichtlichen Behandlung beginnt. Den ersten Schritt hierzu hat K. Kiesewetter in seiner „Geschichte des neueren Okkultismus“ (Leipzig. W. Friedrich) getan, indem er die geheimwissenschaftlichen Systeme von Agrippa von Nettesheim bis zu Karl du Prel, vom Jahre 1530 bis auf unsere Zeit, so übersichtlich der vergleichenden Betrachtung unterzog, daß auch der, der nur aus Zeitungsberichten vom Okkultismus vernahm, sich über die geistige Bewegung der Geheimwissenschaft seit 400 Jahren trefflich unterrichten kann.

Wir erfahren, wie die besten Geister ihrer Zeit nach dem jeweiligen Standpunkte ihres Wissens die Ursachen übersinnlicher Tatsachen erforschen und zu erklären suchten und Erscheinungen kannten, die in unserer Zeit erst wieder neu entdeckt werden mußten, wie z. B. die des Hypnotismus, die den Schlüssel zu vielen vermeintlichen Fabeln des Mittelalters geben. Jemand, der damals Hypnose hervorrufen konnte, imstande war, Suggestionsheilungen zu bewirken, wie jetzt Professor Forel in Zürich, Professor Bernheim in Nancy, Dr. von Schrenck-Notzing in München, Dr. Moll, Dr. Großmann in Berlin, Dr. Wetterstrand in Stockholm u. s. w. galt der Zauberei verdächtig. Und doch war kein Teufelstrug dabei, wie aus folgender Stelle eines Briefes hervorgeht, den Agrippa von Nettesheim an einen Mitstrehenden schrieb:

„Dies ist jene höchste, wahre und geheimste Philosophie von den Wunderwerken der Natur. Der Schlüssel dazu ist das Verständnis, denn je höher sich unser Verständnis entwickelt, desto größere Kräfte erlangen wir, um so leichter und mächtiger vollbringen wir die schwersten Dinge. Wenn aber unser in das vergängliche Fleisch eingeschlossener Intellekt nicht das Fleisch überwindet und seiner angeborenen Natur sich entäußert, so kann er nicht mit jenen göttlichen Kräften ausgerüstet werden und ist gänzlich unfähig, die verborgensten Geheimnisse Gottes und der Natur zu durchschauen. – Du sollst wissen, daß wir die Ursachen so großer Wirkungen nicht außer uns suchen sollen; in uns ist ein wirkendes Wesen, welches alles, ohne Beleidigung Gottes und der Religion, erkennt und vollbringt, was die Astrologen, Magier, Alchymisten und Nekromanten versprechen. Ich sage, in uns ist der Urheber jener Wunderdinge.“

Und das ist es, was die Geheimwissenschaft von der sog. exakten Wissenschaft unterscheidet: „Die Erscheinungen hängen mit der geistigen Beschaffenheit des Menschen zusammen.“

Sanitätsrat Dr. Bruno Schindler sagt: „Der Hauptfaktor alles Zauberglaubens ist die im moralischen Geiste liegende Kraft auf die Außenwelt zu wirken. Es ist dies eine vom Anbeginn der Geschichte unbewußt und ungekannt im Menschen tätige Kraft, welche ihrer rätselhaften Natur zufolge stets verschieden ausgelegt wurde, wenn sie sich auffällig äußerte: sie führte auf den Scheiterhaufen oder zur Heiligensprechung.“ Schindler erklärt: „Es ist die Wahrheit, daß der Mensch das Vermögen hat, auf die Außenwelt zu wirken, was er bald mit der ganzen Kraft seines Willens und Glaubens, bald unbewußt ausübt.“

Allmählich entwickelte sich die Lehre von der magischen Kraft der Seele weiter und zwar zunächst durch die Experimente des englischen Forschers Prof. William Crookes. Er selbst war nicht in dem Besitze jener Kräfte, von denen Agrippa von Nettesheim sagt, daß sie der Schlüssel sind, sondern experimentierte mit dem Medium Mr. Home. Unter einem Medium ist ein Mensch zu verstehen, in dessen Gegenwart übersinnliche Tatsachen zur Erscheinung gelangen, von unerklärlichen Klopfönen, Bewegungen unberührter Gegenstände bis zum Sichtbarwerden von Körperteilen und Körpern, zur Materialisation, d. h. Verkörperlichung geisterhafter Wesen.

Über die Medien herrschen große Meinungsverschiedenheiten. Einige verwerfen sie als Betrüger, andere sehen in ihnen die eigentümlich veranlagten Mittelspersonen zur Erzielung geheimwissenschaftlicher Tatsachen und zur Verbindung mit den außer unserer gewohnten Erscheinungswelt stehenden geistigen Wesenheiten, den Intelligenzen der Spiritisten.

Manche Medien verbinden, des Gelderwerbes wegen, die ihnen eigentümliche Kraft mit taschenspielerischen Nachhilfen, zumal wenn ihre magischen Kräfte sich verlieren. Die echten Medien sind über ihre Fähigkeiten meist nicht derart Herr, daß sie die Erscheinungen beliebig hervorrufen können, sondern Diener der Kraft sind. Daher verwirft die Mehrzahl der Naturforscher die Geheimwissenschaft.

Über die Bedingungen, die erforderlich sind, daß ein Mensch ein Medium wird, wußte man wenig, wenn auch bekannt war, daß Beschaulichkeit, das Überwinden des Fleisches durch den Intellekt jene Medien hervorbringt, die in Indien als Fakire, als Assiouas in Nordafrika Unerklärlichkeiten ausführen, die in alter Zeit auch schon den indischen Weisen, wie den äthiopischen Gymnosophisten möglich waren. Es hatte niemand im Abendlande den Versuch gemacht, seine Kraft zu entwickeln. Von höchstem Interesse ist daher die Abhandlung des Herrn D. A. Lampa, Assistenten für Physik an der Universität Wien, in dem Juniheft der von Hübbe-Schleiden herausgegebenen Monatsschrift „Sphinx“ (Braunschweig, Schwetschke), worin zum erstenmale mitgeteilt wird, wie durch ernstes Bemühen, durch Experimentieren, sich jene Kraft entwickelt, die den Menschen zum Medium macht. Dr. Lampa selbst war es, der an sich erfuhr, wie der anfangs geringe Grad von Mediumschaft sich derart steigerte, daß er gezwungen war, die Versuche einzustellen. Es kam dahin, daß seine Nachtruhe durch Klopflaute gestört wurde, daß er im wachen Zustande Geisterscheinungen hatte, die ihn furchtbar erschütterten – möglicherweise bloß Halluzinationen, wie er selbst sagt – aber diese Phänomene waren so quälender Natur, daß er sie wieder beseitigen mußte und zwar durch energischen Willen und Beschäftigung mit Mathematik und Physik.

Prof. Crookes arbeitete mit dem Medium Home unter allen Vorsichtsmaßregeln gegen Betrug. Das Resultat war, daß Crookes zu demselben Ergebnis kam, wenn auch auf anderem Wege, wie Agrippa von Nettesheim: auf die Kraft im Menschen, der er den Namen „physische Kraft“ gab. „Die Theorie der physischen Kraft ist an sich selbst nur die Anerkennung,“ schreibt Crookes, „daß unter gewissen Bedingungen, die bis jetzt vollkommen unermittelt sind, und innerhalb einer begrenzten, aber bisher noch unbestimmten Entfernung aus den Körpern gewisser Personen, welche eine besondere Nervenorganisation haben, eine Kraft hervorwirkt, durch die eine Wirkung in die Ferne verursacht wird und hörbare Töne in festen Substanzen (Tischen, Möbeln u. s. w.) hervorgebracht werden.“ – „Aber“, heißt es weiter, „ich und alle, welche die Theorie von der physischen Kraft als Agens annehmen, durch welches die Erscheinungen hervorgebracht werden, behaupten damit nicht, daß diese physische Kraft nicht zuweilen von einer anderen Intelligenz, als dem Geiste des besonders organisierten Menschen, ergriffen und gelenkt werden kann.“

Diese „anderen Intelligenzen“ sind nun die sog. Spirits, die Geister der Spiritisten, welche behaupten, es seien die Geister Verstorbener, die sich offenbaren. Hierüber äußert sich Prof. Crookes: „Die Identität einer verstorbenen Person festzustellen, ist der Hauptzweck gewesen, den ich in den letzten drei, vier Jahren vor Augen gehabt habe, und ich habe keine Gelegenheit versäumt, mich über diesen Punkt aufzuklären. Während dieser ganzen Zeit habe ich den Beweis gewünscht, daß die Toten wiederkehren; ich habe aber noch kein einziges Mal den befriedigenden Beweis erhalten, daß dies der Fall ist. Alles, wovon ich überzeugt bin, ist, daß unsichtbare, intelligente Wesen existieren, welche die Geister abgeschiedener Personen zu sein vorgaben.“ Anders urteilt Wallace, der berühmte Zoologe, er sieht nicht ein, warum die Geister Verstorbener nicht wieder erscheinen sollen.

Nach Carl du Prel sind wir Menschen im tiefsten Grunde unseres Wesens schon jetzt Geister, und das Wirken in unserer materiellen Welt als geistiges ist ein sehr eingeschränktes. Nur in Ausnahmefällen und in beschränktem Maße können wir transcendente Physik und Psychologie – Geheimwissenschaft – treiben. Ebenso schwer mag es den Geistern werden, aus ihrer Welt in unsere Sinnenwelt einzugreifen. Die Geister sind ihrer Welt angepaßt, so gut wie wir der unsrigen. – „Wir nehmen nach dem Tode unsere seelische Grundrichtung mit hinüber, und das bestimmt unser Verhalten im Jenseits. Unnatürlich wäre es, wenn der Tod Gedanken, die fest in unserer Seele wurzeln, auslöschen würde.“

Gehen wir in ein Jenseits, so waren wir in einem Jenseits, und unser Erdenleben ist nur eine Teilerscheinung unserer ewigen Existenz. Nach den Materialisten sind wir Eiweißgeschöpfe, und unser Geist ist ein Produkt des Eiweißstoffwechsels. Die Geheimlehre führt zu dem Schlusse, daß unser Geist war – den irdischen Eiweiß – (Protoplasma) Leib nach seiner Beschaffenheit bildete – und wieder sein wird mit einem anderen Leibe, dem der Geisterwelt.

Seit Jahrzehnten verfolgt, wie du Prel klagt, die Tagespresse mit wenig Ausnahmen die Tendenz, den Materialismus, in kleine Münze umgesetzt, unter das Volk zu bringen. Die Geschichte hat oft gezeigt, welche Verwüstungen der Materialismus anzurichten vermag. Schopenhauer prophezeite, daß der theoretische Materialismus zum praktischen Bestialismus – zum Anarchismus – führen werde. Keine Weltanschauung vermag Theorie zu bleiben, sie drängt sich ins Leben. Aus dem Materialismus geht die Herrschaft des Egoismus hervor, des Genusses und der Rücksichtslosigkeit.

Gar vielen ward vor ihrer Affenähnlichkeit bange, die ihnen tagtäglich in den Zeitungen gepredigt wurde, und da die Aufklärung ihnen die Religion genommen, wandten sie sich dem Übernatürlichen zu, wie es ein Zweig der Geheimwissenschaft, wenn auch ein sehr entarteter, ihnen entgegenbrachte, dem Spiritismus. Der Spiritismus ist amerikanischen Ursprungs, d. h. in der landläufigen Form. In Wirklichkeit sind seine Erscheinungen alt, wie die geheimwissenschaftlichen Beobachtungen, deren Deutung von Just. Kerner reiner und klarer ist, als alle angloamerikanischen und französischen Verschrobenheiten. Nach dem Rechenschaftsbericht des Pariser internationalen Spiritistenkongresses gab es 1889 einige Millionen Spiritisten in Amerika; darunter Longfellow, Edison, Professoren, Schriftsteller, Beamte und Geistliche.

Der Spiritismus – in seiner Eigenschaft als Pfschreligion – ist durchaus zu verwerfen. Die spiritistischen Epidemien im Mülsetal und Nordböhmen haben zur Evidenz erwiesen, daß die der Beschäftigung mit dem Spiritismus zu Grunde liegenden Tatsachen Gift für ungebildete, den Einflüssen gewissenloser Agitatoren ausgesetzte Volksschichten sind.

Durch die unwissenschaftliche Behandlung der übersinnlichen Tatsachen wird der Aberglaube – nicht der Trieb zur Erkenntnis – genährt. Die Religion aber, durch die der Mensch sich zu Gott erhebt, wird vernachlässigt, da er sich am Spuk und am Gespenste genügen läßt.

Darum ist es gut, sich mit dem Aberglauben zu beschäftigen, um zu sichten, zu trennen und zu wissen. Denn nur der Wissende kann Irrende auf rechte Bahn leiten. Das treffliche Buch Kiesewetters, die „Geschichte des Okkultismus“, sei allen denen empfohlen, die sich den Zeitströmungen nicht entziehen, sondern in der Zeit zu stehen für ihres Amtes halten. Von Agrippa, Paracelsus, Cardanus, Bruno, Helmont, Swedenborg bis zu Böhme, Jung-Stilling, Kerner, Ennemoser, Jackson Davis, Allan Kardec, Crookes, von Hartmann, Zöllner, Hellenbach, du Prel u. a. ist allerdings ein weiter Weg, aber er führt zu der Erkenntnis, daß nicht nur „Kraft und Stoff“ Gegenstand der Forschung ist, sondern auch der geistige Teil des Menschen mit seinen Rätseln und Geheimnissen.

Hexenkräuter

Universum 9 (1892/93) I. Sp.563–572

Uns, die wir in dem Zeitalter der Aufklärung leben, wird es nicht nur räthselhaft, sondern kaum glaubhaft dünken, daß ehemals Menschen der Hexerei überführt und verbrannt wurden, daß die Geißel der Hexenprozesse fast drei Jahrhunderte hindurch von Unduldsamkeit und Wahnglauben über wehrlosen Völkern geschwungen wurde, daß noch nicht anderthalb Jahrhunderte verflossen sind, seitdem die letzte Aufsehen erregende Hexenhinrichtung in deutschem Lande stattfand. In der That stehen wir vor einem Räthsel, dessen Lösung kaum möglich erscheint. Die Vernunft sagt: es giebt keine Hexen, noch hat es jemals deren gegeben, die exakten Wissenschaften lehren uns den natürlichen Zusammenhang der Dinge, vor ihren Messungen weichen Magie und Zauberei in das Unfaßbare, und trotzdem sind Tausende und aber Tausende grausam gemartert und gemordet, weil sie . . . Hexen waren und magische Künste trieben.

Wie nun eine Krankheit an verschiedenen Anzeichen erkannt wird, so läßt auch die große, langandauernde Völkerseuche des Hexenglaubens sich als das Erzeugniß mannigfacher in einander greifender Ursachen erkennen, die je nach den Umständen verschiedenartig zur Wirkung gelangten, und nach den einzelnen Merkmalen wird es später wohl gelingen, ein Bild jener Zeiten zu entwerfen, das uns zum Verständnisse hilft.

Die einfache Behauptung, daß finsterer Aberglaube die Hexenzeit verschuldete, erklärt nichts, noch beweist sie etwas, denn sie zeigt nicht, woraus der Aberglaube entstand, woher er seine Nahrung zog, warum er Jahrhunderte lang die Köpfe derart einnahm, daß selbst jeder Versuch der Aufklärung scheiterte, so oft sich auch Stimmen gegen das Unheil erhoben. Und wie kam es, daß dieser Aberglaube bei allen sogenannten Culturvölkern herrschte, daß dieser Hexenglaube täglich durch unwidersprechliche Thatsachen bestätigt wurde?

Seltene Dinge geschahen, an's Wunderbare grenzende Vorkommnisse, Zauberschlaf, Wahrsagerei, unerklärliches Erkranken von Menschen und Vieh wurden erlebt, und was das Beweisendste war: Weiber und Männer bezeugten freiwillig, ohne Folter, daß sie durch die Lüfte gefahren und auf dem

Hexensabbath gewesen seien, sie beschworen, mit dem Teufel persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, und ließen sich auf solchen Glauben hin verbrennen.

Bis vor wenigen Jahren fehlte der Schlüssel zur Lösung dieser Räthsel, jetzt aber reihen sich Untersuchungen und glückliche Funde aneinander, und es dringt Licht in das Dunkel der Hexenzeit. In der richtigen Erklärung der von den Chronisten überlieferten Thatsachen ist der Weg zum Verständnisse jener unbegreiflich erscheinenden Richtung des Volksgeistes angebahnt, ihre falsche Erklärung war des Unheils Ursache, das unermeßliches Leid in die Lande brachte. Damals war das ein Werk des Teufels, was wir heute auf Gesetzmäßigkeiten der Lebens- und Geistesthätigkeit zurückführen können. Wie dies geschieht, wollen wir an einem Beispiele darlegen.

Eine der letzten, jedenfalls aber vornehmsten Hexen, die verbrannt wurde, war Maria Renata Sängin von Nassau, die Subpriorin des Klosters Unterzell bei Würzburg. Maria Renata war neunzehn Jahre alt, als sie wider ihren Willen den Schleier nehmen mußte: da es ihren Eltern an zeitlichen Lebensmitteln gebrach, blieb dem lebensfrohen Mädchen nur das Kloster. Renata war gemeiniglich die erste und letzte im Chor, ihr Eifer in frommen Übungen übertraf die Beflissenheit ihrer Mitnonnen, ihre Gespräche erbauten, ihr Lebenswandel bestand vor der schärfsten Strenge. Da sie ferner guten Verstand zeigte, nahm es keiner Kundigen Wunder, daß ihr die Stellung einer Subpriorin anvertraut ward. Fünfzig Jahre hatte Renata tadellos in dem Kloster gelebt, als sie wunderbarer Weise zu hexen anfang.

Vier Klosterjungfrauen verursachte sie theils durch zauberisches Anhauchen, theils durch zauberische Kräuter beschwerliche und schmerzhaft Krankheiten; fünf Anderen nebst einer Laienschwester zauberte sie „durch besagte Mittel“ (wie es in den Akten heißt) Geister in den Leib. Dies that sie, wie sie selbst bekannte, weil der damalige Propst die Katzen, deren eine ziemliche Menge in dem Convent, besonders aber in der Renata Zelle sich befanden, todtzuschlagen ließ. Von den Erkrankten starben etliche; eine aber sagte dem Beichtvater, daß die Subpriorin eine Hexe und Zauberin sei, die ihre Mitschwestern fortwährend des Nachts beunruhige und plage. Der für jene Zeit außerordentlich vernünftig denkende Geistliche hielt diese Anklage für Verleumdung und legte der Kranken Strafen auf, ihr vorhaltend, wie groß die Sünde sei, übel begründetem Argwohne Gehör zu geben. Als jedoch die nächtlichen Spukereien ärger und zudringlicher wurden, ergriff einmal eine Nonne ihre mit scharfem Sporn bewaffnete Disciplin (Geißel) und schlug auf das Schreckgespenst. Am anderen Tage fanden sich blutige Striemen in Renata's Gesicht. Jetzt war kein Zweifel mehr daran, daß die Subpriorin die Nonnen des Nachts graulen gemacht hatte, und da die Besessenen, durch feierliche Kirchenbeschwörungen gezwungen, erklärten, Renata habe sie behext, so blieb nichts übrig, als die Angeschuldigte in Untersuchung zu ziehen.

Zuerst beorderten der Prälat und der Propst Renata vor sich, um sie zu einem freien Geständnisse zu bewegen. Da sie aber leugnete, ward ihr Klostergefängniß zuerkannt.

Nun kommt eine beachtenswerthe Mittheilung in den Akten. Es heißt dort:

„Sie bat zwar um die einzige Erlaubniß, nur noch einmal in ihr Zimmer gehen zu dürfen, zweifelsohne in dem Absehen, ihr darin befindliches Zauberwerk auf die Seite zu schaffen; es wurde ihr aber solches untersagt, und da man sofort ihre Zelle untersuchte, fand man ihren Schmierhafen, Zauberkräuter, sodann auch einen gelben Rock, worin sie zu ihrem gewöhnlichen Hexentanz und den nächtlichen Zusammenkünften auszufahren pflegte.“

In der nächsten Nacht schrieten die Teufel aus den besessenen Nonnen nach ihrer Freundin Renata, und siehe da, mitten zwischen dem Zaubergesinde der Ketzler und Unholde erschien die Gerufene, obgleich sie gefesselt im Kerker lag. Die Kranken waren ebenso voller Striemen und Kratznarben im Gesichte und Händen, wie zu jener Zeit, als Renata noch nicht gefangen war. Das schlug dem Faß den Boden aus. Renata wurde auf's neue befragt und ermahnt, und frei, ohne weiteren Zwang, „bekennete sie ihre schweren Verbrechen und ihren mit dem Teufel gemachten Bund.“ Da ergab es sich denn, daß sie schon als unverständiges Kind von sechs bis sieben Jahren von einem Offizier (einige meinen, es sei ein verstellter böser Geist gewesen) zur Zauberei angehalten worden; „in ihrem zwölften Jahre ist sie schon soweit gekommen, daß sie unter dem unglücklichsten Zaubergesinde in den Zusammenkünften nahe bei dem Throne des Teufels einen vornehmen Sitz erhielt und gleichsam seine Staatsdame wurde.“

Da die Nachtplackereien, trotz der Einsperrung Renata's auf Schloß und Festung Marienberg, nicht aufhörten, ward die Hexe zum Tode verurtheilt. Das war das sicherste Mittel, fernem Schaden vorzubeugen.

Renata hexte bis an ihr Lebensende. Als sie dem Malefiz-Amte übergeben war, durfte niemand zu ihr als Pater Maurus vom Schottenconvent, der sie zur Buße und Abrechnung mit dem sündigen Leben ermahnte. Sie aber zog eines Tages, obgleich sie peinlich bewacht ward, während der kräftigen Rede des Geistlichen zwei Flaschen Tokayer Wein aus ihrem Gewande und stellte sie auf den Tisch. Der Pater

entsetzte sich über das Teufelswerk, faßte sich aber bald, sprach den Segen über den Wein und . . . trank davon. Nachdem er sich geletzet, hat er den Rest des Weines dem geistlichen Rath gebracht.

Am 21. Juni 1729 ward Renata verbrannt, jedoch ist ihr aus besonderer Gnade vorher der Kopf mit dem Schwerte abgeschlagen worden.

In der „Christlichen Anrede nächst dem Scheiterhaufen,“ die von P. Georg Gaar aus der Gesellschaft Jesu gehalten wurde, kann man ersehen, wie Hexen- und Teufelsglauben von der Kanzel verbreitet und gestärkt ward. „Warum aber Gott,“ so predigte Pater Georg; „zu diesen unseren Zeiten das so lang verborgene Übel und getriebene Teufelshandwerk an’s Tageslicht habe ausbrechen lassen, stehet mir nicht zu, hierin die geheimen göttlichen Rathschlüsse zu erforschen, jedoch bedünkt es mich, es sei geschehen aus folgenden Ursachen: Erstlich wegen denen Ungläubigen, denn es giebt zu unsern Zeiten solche Leute, die weder an Hexen noch Zauberer, noch an Teufel, noch an Gott selbst glauben. Diese Ungläubigen müssen aus diesen Begebenheiten, wenn sie nicht völlig vernunftlos sein wollen, unwidersprechlich erkennen, daß auf der Welt sein Hexen und Zauberer, mithin auch Teufel, von welchen sie ihre Künste lernen. Geht hin, ihr Atheisten, nach Unterzell, Euch zu bekehren!“ u.s.w.

Solche Worte hörte das Volk: die Leiche der Hingerichteten auf dem Holzstoße bestätigte sie. Das Volk mußte an Hexen glauben, denn seit der Bulle Papst Innocenz des Achten (1489) war die Ausrottung der Hexen amtlich befohlen, sowohl in katholischen wie in protestantischen Ländern. In Würzburg wurden sie wacker verfolgt: anno 1527 und 28 hatte man 29 Brände gehabt, zusammen 157 Personen. Die meisten darunter waren alte Weiber, oder fremde Durchreisende, wie z. B. ein fremder Schultheiß, ein fremd Weib, ein fremder Knabe, ein fremder durchreisender Mann; ferner Kinder von 9 bis 14 Jahren, ein blindes Mägdelein, 14 Vikarii am Dom, der dickste Bürger zu Würzburg nebst seiner Frau, die schönste Jungfrau in Würzburg, ein Rathsherr, ein Student, der viele Sprachen gekonnt, die Schickelte, Hebamme, u. s. w. Bei der letzten ist angemerkt: NB. Von der kommt das ganze Unwesen her.

So ging es seit Jahrhunderten. Daß der Hexenglaube blühte, darf demnach nicht verwundern, wohl aber konnte es als ein Wunder erscheinen, daß es Männern gelang, Tod und Verfolgung trotzend, der Herrschaft des furchtbaren Wesens ein Ende zu machen. Wer es wagte, den Gefolterten beizustehen, ward als Advokat des Teufels sofort selbst der Hexerei bezichtigt, „denn es war eine Wuth unter die Menschen gekommen, ärger als Pest, Hunger und Krieg.“ Gerichtsleute, Gastwirthe und Nachrichten bereicherten sich. Der Henker ritt auf stolzem Pferde, sein Weib wetteiferte in Kleiderpracht mit den vornehmsten Frauen. Die Kinder der Verurtheilten wurden des Landes verwiesen, ihre Güter eingezogen. Es kam dahin, daß die Äcker und Weinberge keine Arbeiter mehr fanden. Hatte man den Hexen die Unfruchtbarkeit der Felder vorgeworfen, jetzt blieben sie unbebaut.

So schrieb ein Zeitgenosse über die Gegend von Trier, und Friedrich Spee, der Jesuit, dem mit dreißig Jahren das Haar von dem Jammer gebleicht war, den er als Begleiter der Verurtheilten zum Richtplatze miterleben mußte, klagte, daß unser Vaterland durch die vielen Hunderte von Scheiterhaufen bei allen übrigen Völkern stinkend geworden sei.

Das Volk war krank an Hexen- und Teufelsglauben, und diese geistige Seuche erhielt stets wieder neue Anreizung durch Thatsachen. So lange natürliche Krankheiten, deren Wesen den Ärzten allerdings fremd war, dem Teufel zugeschrieben wurden und seinen Jüngern, konnte der Glaube an Zauberei und Hexenwerk nicht erlöschen, und da zu allen Zeiten, ebenso gut wie noch heute Dinge geschehen, die der wissenschaftlichen Erklärung harren, so fehlte es in einer Zeit, in der alles Seltsame dem Teufel zugeschrieben ward, nicht an Teufelswerk.

Versuchen wir jetzt an dem Fall Renata eine Erklärung der Thatsachen auf Grund der neuesten Forschungen.

Zunächst fällt auf, daß die Nonne fünfzig Jahre lang sich fromm und klostergemäß betrug und zur Subpriorin vorrückte. Sie wäre Priorin geworden, wenn sie nicht zuweilen Unzufriedenheit über das einförmige Leben und Widerstreben gegen ihre Vorgesetzten gezeigt hätte. Die geistlichen Oberherren fanden sie zu selbständig.

Es scheint auch, als wenn diese Freude daran hatten, Renaten ihre Macht spüren zu lassen; der Propst befahl, der alten Frau die Katzen zu nehmen, an die sie ihr Herz gehängt hatte. Das verdroß und verbitterte Renata, und sie rächte sich, indem sie allerlei Spuk verübte. Der gelbe Rock wird ihr zum Gespenstspielen gedient haben, wenn sie Nachts in die Zellen schlich, die Nonnen zwickte, schlug und ängstigte. Den Propsten aber, der ihre Lieblinge tödten ließ, versuchte sie zu verzaubern. Als ihr dies nicht gelang, verhexte sie einen Neffen dieses Propsten, „der drei Jahre lang in Verwirrung verblieb.“ Wie dies geschah, davon später.

Aus diesen Andeutungen in der actenmäßigen Darstellung des Hexenprocesses geht hervor, daß Haß und Rachedurst Renata zu bösen Thaten antrieb.

Nun war noch eine Klosterfrau dort, Cäcilia de Pistorini aus Amberg, die an hochgradiger Hysterie litt, wie aus den Anzeichen: Bangigkeit, zeitweilige Stimmverluste, Lachen, Heulen, Krämpfe u. s. w. unzweifelhaft hervorgeht, und mehrere schwachnervige Nonnen mit ihrem Gebahren ansteckte, daß auch diese hysterisch wurden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Krämpfe, Veitstanz und hysterische Krankheitserscheinungen durch den Anblick erworben werden können, wenn eine Veranlagung dazu verborgen liegt. Ein Arzt der heutigen Schule würde daher das mehrfache Auftreten der Hysterie in einem Nonnenkloster als etwas natürliches ansehen. Anders aber urtheilten die Ärzte jener Zeit. Sie behaupteten, da die Nonnen von gesundem Verstande und gesunder Leibesbeschaffenheit seien und sich sonst untadelhaften Lebenswandels befleißigten, so müßten die Krankheitserscheinungen, das Heulen, Zittern und Schlagen der Hände, das Gefühl der Erkrankten, als laufe ihnen eine Ratte oder Maus durch den Körper, die Kleinmüthigkeit und Verzweiflung, leidiges Hexen- und Satanswerk seien.

Die Cäcilia gestand denn auch unter schrecklichen Verdrehungen der Glieder, vor vier Jahren schon habe ein Teufel mit Namen Nabadosanach Besitz von ihr genommen.

Manche glaubten dieser Aussage, andere glaubten ihr jedoch nicht, und dazu gehörte Renata, die „denen im Kloster beizubringen äußerst bemüht war, daß es weder Hexen noch Besessene gebe, mithin sei es bei Schwester Cäcilia ein lediglich verstelltes und mit vielen sträflichen Unordnungen vermisches Wesen.“

Als Antwort hierauf steigerten sich Cäcilia's Anfälle. Oft lag sie wie todt und war starr, stundenlang waren ihr Arme und Hände verdreht, in Krämpfen stieß sie Kopf und Knie mit furchtbarer Gewalt an Wände, Tischkanten und den steinernen Boden, ohne Schaden zu nehmen. Auch sprach sie Latein, und redete in fremden Zungen. Arzneien fruchteten nicht, wohl aber halfen die von der Kirche vorgeschriebenen Beschwörungsformeln. Hieraus ersah man, daß Cäcilia wirklich von einem Teufel besessen war.

Allerdings wich Nabadosanach den kräftigen Gebeten der Priester, sobald jedoch Renata in Cäcilia's Nähe kam, stellte er sich wieder ein. Das erweckte Argwohn gegen Renata.

Nach Jahr und Tag erklärten sowohl Cäcilia wie fünf andere besessene Nonnen, daß sie von Renata behext seien. Von jetzt an galt es, zu beweisen, daß Renata eine Hexe sei.

Renata widersprach; es half ihr nicht, denn die Teufel, die aus den Besessenen redeten, gaben ihr Schuld an allem Übel, wodurch das Kloster in Verruf gerathen war, und ihnen wurde mehr geglaubt, als der Subpriorin, die sich durch ihre Strenge Feindinnen gemacht hatte.

Allerdings ist ein sehr dunkler Punkt in Renata's Verhalten, der sie straffällig erscheinen läßt. Es ist unzweifelhaft, daß sie, sei es um sich zu rächen, sei es um ihre Widersacher aus dem Wege zu räumen, zur Giftmischerin ward. Den Propsten, der ihre Katzen umbringen ließ, versuchte sie zu vergiften; er selbst entging ihr, wie vorhin erzählt, sein Neffe dagegen, der von den Speisen gegessen, war noch lange Zeit irrsinnig. Auch starben von den besessenen Nonnen mehrere. Man wird nicht fehlschließen, wenn man annimmt, Renata habe ihnen das Essen gewürzt.

War Renata eine Vergifterin, so mußte sie auch mit Giften und ihrer Wirkung vertraut sein; den Erfolgen nach zu urtheilen, waren ihre Kenntnisse jedoch nur schwach, denn weder vermochte sie die tödtliche Gabe regelrecht zu bestimmen, noch verstand sie es, Gifte darzustellen, die sie ihren Opfern unbemerkt beibringen konnte. Sie legte, wie es in den Berichten heißt, zauberische Kräuter unter die Thürschwelle oder gab Speisen, so zuvor bei der zauberischen Wurzel gelegen, d. h. die mit Giftwurzel bereitet waren.

Als sie verhaftet worden war, fanden sich in ihrer Zelle Zauberkräuter, das gelbe Gespenstergewand und der Schmierhafen.

Wenn es auch sonderbar klingt, daß die Subpriorin Gespenst gespielt habe, so ist der Zustand des Klosters zur Zeit der höchsten Besessenheit in Betracht zu ziehen. Renata war die Gehäßte und Gefürchtete, der aller möglicher Schabernack angethan ward; sie erwiderte ihn. Jene beschuldigten sie des Hexens, Renata ängstigte sie Nachts und gab ihnen Gift. Dabei war das Klosterleben noch nie so unterhaltend gewesen wie gerade jetzt. Tag und Nacht ertönte es von dem Geschrei der Besessenen, neun bis zehn geistliche Jungfrauen wurden zugleich vom Teufel geplagt. Alle klösterliche Zucht und Ordnung hörte auf, weil nicht nur die Beschwörer, sondern auch junge Geistliche und andere Mannspersonen in's Kloster kamen, um den Besessenen beizustehen oder sie zu beobachten. Männer der Rechtskunde, jung und alt, studirten allhier das Teufelswesen, Theologen und Philosophen beugten sich vor den Thatsachen. . . nur Ärzte ließ man nicht zu; gegen den Teufel half ja doch keine Arznei. Genug, es war ein fideles Kloster.

Man kann es den Nonnen nicht verdenken, wenn sie die allerdings schauerliche Abwechslung dem täglichen Einerlei vorzogen und den Zustand der Unordnung möglichst in die Länge zogen. Lug und Trug

mußten hierzu verhelfen, wo Krankheit fehlte, that Verstellung dieselben Dienste, denn die geistlichen Beschwörer verstanden wohl viel vom Satan, nichts aber von Heilkunde. Das Teufelaustreiben machte den Nonnen Spaß, aus ihrem Munde kamen gräßliche Lästerungen und gemeine Reden, sie höhnten die würdigen Herren und lachten sie aus. Das heißt der Teufel sprach aus ihnen. Je pöbelhafter und unflätiger sie schimpften, um so größer wuchs der Glaube an ihre Besessenheit. Denn eben die für Nonnen unbegreiflichen Gemeinheiten mußten Teufelswerk sein. Dieser Skandal endete keineswegs mit Renatas Einkerkung und Hinrichtung, sondern nahm erst dann ein Ende, als er sich überlebte und keinen Reiz mehr ausübte.

Daß Renata sich giftiger Kräuter zu ihren Zwecken bediente, ist außer Zweifel, denn noch viele Jahre später ist von Sachverständigen in dem Garten des Klosters zu Unterzell die Pflanze angetroffen, die seit Menschengedenken zum Zaubern gebraucht wurde. Das Volk nennt sie Bärenmutz, der Botaniker Atropa Belladonna. Ihr Genuß macht unsinnig, weshalb sie auch Tollkirsche heißt; von ihr hat der Neffe des katzenvertilgenden Propsten ein hinreichend Theil bekommen.

Zwischen der Belladonna und den Anzeichen der Besessenheit, namentlich solchen, die Renata in den Ruf der Hexerei brachten, besteht ferner ein erst neuerdings erkanntes Verhältniß.

In den Akten wird nämlich berichtet, daß Renata die Besessenen durch Anblasen steif und starr, durch Anhauchen lahm, durch bloßes Anblicken blind, taub, stumm gemacht habe. Daß derartiges recht wohl geschehen kann, weiß jeder, der einen Hypnotiseur mit seinen Medien arbeiten sah. Der Hypnotisirte wird kataleptisch (starr), vermag kein Wort zu sprechen, hört und sieht nicht, ißt was ihm gegeben wird, trinkt Tinte für Wein u. s. w. auf einen Blick, auf einen fast unmerklichen Befehl des Hypnotiseurs. So ging auch Renata mit den Besessenen um, sie hypnotisirte sie durch Wort, Hauch und Blick.

Nicht jeder Mensch ist hypnotisierbar, und auch die hierzu Veranlagten sind nicht gleichmäßig in die tiefste Hypnose zu versetzen, wohl aber gelingt es, selbst Widerstandsfähige zu hypnotisiren, wenn ihnen vorher gewisse narkotische Mittel gereicht werden, wie Dr. von Schreck-Notzing in München neuerdings durch eine Reihe sorgfältig angestellter Versuche erhärtete. Solche Mittel sind Äther, Chloroform, Stechapfel, Bilsenkraut, Belladonna und indischer Hanf. Dieser letztere Stoff diente dem Münchener Arzt zu seinen höchst merkwürdigen Experimenten, die ein helles Licht auf orientalische Derwisch- und Fakirzaubereien werfen und ihn zu dem Schlusse führten, daß von alter Zeit her bis in die Gegenwart hinein, neben der inneren Versenkung und Einwirkung auf die Sinne, stets auch Narcotica in Form von Träncken, Salben, Räucherungen unter den Mitteln zur Herbeiführung von Verzückungen – hypnotischen Zuständen – eine bedeutende Rolle spielten.

Die Bärenmutz in dem Klostergarten steht daher mit dem Besessensein der Nonnen in engem Zusammenhange: die von Renata mit Belladonna vergifteten Klosterfrauen erlagen dem Nachahmungstrieb, der Hypnotischen in hohem Grade eigen ist, und führten die ungereimtesten Dinge aus, und zwar um so tollere, je mehr von den Beschwörern in sie hineingeredet wurde.

So erhalten wir den rechten Schlüssel zur Lösung des besessenen Klosters durch die Entdeckungen der modernen physiologischen Forschung.

Was ferner der Renata zum Verderben gereichte, war der Schmiertopf, der Napf mit Hexensalbe.

Aus dem eintönigen Einerlei der Hexenprocesse geht mit Bestimmtheit hervor, daß Hexensalben vielfach angewandt wurden; in Bamberg trieben die Bürgermeisterin und die Metzgerin (in der Mitte des 17. Jahrhunderts) sogar Handel damit, wobei sie im Jahr 600 Gulden verdient haben sollen.

Die Weiber salbten entweder den ganzen Körper oder die Gelenke, den Nacken und namentlich die Achselhöhlen. Die Anfänger bekamen auch wohl Hexentrunk, die geübteren bedurften nur weniger Salbe, die Vollkommneren erreichten mit dem bloßen Willen ihren Zweck.

Trunk und Salbe versetzte sie in einen festen Schlaf, aus dem sie selbst durch Mißhandlungen nicht zu erwecken waren, und da solcher Schlaf sich auch ohne Salbe einstellte, sobald die Hexe ihre Sprüche murmelte, ergiebt sich, daß dieser Zustand ein hypnotischer war. Oft war alle Erinnerung beim Erwachen geschwunden, ebenso oft aber erzählten die wieder zur Besinnung Kommenden, daß sie durch die Lüfte geflogen seien und an dem Hexensabbath Theil genommen hätten. Den Einwand der Richter, daß sie wie todt dagelegen und nicht von der Stelle gewesen wären, wiesen die Hexen zurück und beschworen, daß sie erlebt hätten, wie sie aussagten. Die Macht der Einbildung war ebenso groß wie die Gewißheit des Verbranntwerdens; die Unglücklichen standen unter dem Banne der Autohypnose, hervorgerufen durch Giftkräuter, und dem Hexenglauben der Zeit, der in allen Köpfen festsaß wie ein Dogma.

Die Bestandtheile der Hexensalben sind – soweit dies zu ermitteln – außer wirksamen Fetten: Eisenhut, Mohn, Bilsenkraut, Giftlattich und Belladonna. Versuche, die in älterer Zeit mit solchen aus den eben genannten Kräutern bereiteten Salben angestellt wurden, ergaben, daß sie rasch eintretenden Schlaf mit theils fürchterlichen, theils angenehmen Träumen hervorriefen und sich in dieser Hinsicht ähnlich wie

Opium und Haschisch verhielten, die bei dem einen wonniges Ergötzen, bei dem anderen die qualvollsten seelischen Zustände bewirken.

Ob die Hexensalben gewissermaßen als Berausungsmittel angewandt wurden, darüber lassen sich nur Vermuthungen anstellen, fast aber scheint es so, denn sonst ist jener Salbenhandel in Bamberg kaum erklärlich, und wie heute Morphinistinnen ihre Dienstmädchen, Freundinnen ja selbst Fernstehende zur Hingabe an das entsetzliche Rauschgift verleiten, so mag auch wohl damals die eine der anderen von der Traumsalbe gegeben und sie damit zur Hexe gemacht haben.

Jetzt kennt das Volk weder die Wirkung jener Kräuter mehr noch die Bereitung der Salbe. Die Zigeuner kochen jedoch noch heute, wie Dr. v. Wlistock im „Urquell, Monatschrift für Volkskunde“ berichtet, Belladonnasalbe, mit der sie Leute beschmieren, die sie bestehlen wollen. Die Salbe bewirkt festen Schlaf.

Eisenhut und Tollkirsche rufen eine Giftbetäubung hervor, die bei Kindern die Empfindung bewirkt, als flögen sie durch die Luft, es wäre der Hexenritt auf Ofengabeln und Besen also ein Werk der durch die Salbe beeinflussten Einbildungskraft, die im Traume nicht nur das Gefühl des Fliegens, sondern auch alles Geschwätz verarbeitete, das Jahr aus Jahr ein über Hexenwerk von Mund zu Munde ging, von den Kanzeln gepredigt, in den Drutenzeitungen und fliegenden Blättern gelesen wurde. Deshalb sagten die Hexen, über ihre Teufelsfeste befragt, stets dieselben geschmacklosen Albernheiten aus, und so erklärt sich die Beedigung ihrer Aussagen ohne Anwendung der Folter. Sie vermochten das Geträumte nicht von Erlebtem zu unterscheiden.

Zu den Hexensalben kamen zuweilen auch Theile von Leichen, besonders von Kinderleichen. Es mag wüster Aberglaube zu solchem Greuel geführt haben, in der Wirkung aber mußten sich die also bereiteten Salben kräftiger erweisen, als die nur mit Giftkräutern gesotteten. Die hervorragenden Arbeiten Professor Dr. L. Grieger's in Berlin über die Ptomaline haben nämlich dargethan, daß sich in faulenden Leichentheilen Gifte bilden, die selbst durch Kochen nicht zerstört werden, und daß eines dieser Gifte, das Neurin, bereits in äußerst kleinen Gaben das Gefühl des Fliegens hervorbringt.

Renata, die Subpriorin des Klosters zu Unterzell, bekannte, daß sie auch geflogen; sie wird, wie es dermalen üblich, dem Giftrausch ergeben gewesen sein, wie so manche Frau – so mancher Mann, . . . sie büßte mit dem Tode dafür.

Allmählich erlosch der Hexenwahn, auch die Giftkräuter fielen der Vergessenheit anheim; der Tabak hielt seinen Einzug, Kaffee und Alkohol wurden zu Genußmitteln. Die Druckerpresse beförderte die Verbreitung gesunderer Anschauungen, und die Völker genasen von ihrer Krankheit. Mit der Erkenntniß der Naturgesetze verlor der Teufel an Boden, und der Unwissenheit wurde das Grauenwerk gelegt, ihm Menschen zu opfern.

Der todtgeschwiegene Palamedes

Nationalzeitung, 46. Jg. (1893), 26. Februar, Sonntagsbeilage, S. 1–2

Wenn das mit Orientreisenden wohlgefüllte Dampfschiff vom Piräos kommend auf die Dardanellen zusteuert und daran ist, das Ägäische Meer zu verlassen, zeigen Kundige den Unkundigen zwei aus dem flachen Uferlande sich deutlich abhebende Spitzhügel, den nordischen Hünengräbern zum Verwechseln ähnlich. Es sind dies die Grabhügel der Helden und Freunde Achilleus und Patroklos. So steht es im Bädeker und im Meyer, so sagen der Kapitän und die Offiziere und zumal sagt es der Schiffsarzt, der es doch wissen muß, da er Griechisch gehabt hat und Homer und die herrlichen Alten, die so gut schrieben, weil nie der Druckerjunge hinter ihnen stand und Zeilen und aber Zeilen für die nimmer satte Schnellpresse verlangte. Früher einmal ward das Meiste von dem, was die Alten geschrieben hatten, in das Reich der Fabel verwiesen; man ließ ihnen den Dichterruhm, nahm ihnen aber die Glaubwürdigkeit, und da, nach diesem bündigen Verfahren, Troja mit sammt dem trojanischen Kriege für ein Phantasiegebilde des ebenfalls nicht amtlich festgestellten Homer erklärt wurde, waren den Gelehrten und den ihnen folgenden Gebildeten jene Hügel auch nur gewöhnliche Erdhügel, über deren Entstehung in der Ebene und Bedeutung zu grübeln, eine Sünde gegen die heilige Forschung der Sprachwissenschaft gewesen wäre.

Die Hirten aber wußten davon, soweit die Erinnerung an die heroische Vergangenheit in ihren Liedern nachklang; sie wußten auch, daß zwei Freunde unter den Hügeln ruhten. Das sangen sie. Auch in den Büchern der Alten stand darüber Manches. Aber Nichts hilft gegen das Besserwissen als die Thatsachen. Etwa eine deutsche Meile von den Grabhügeln liegen diese nun von Schliemann aufgedeckt: das alte Troja mit den Scherben, die eine so traurige Illustration aus Troisch-Vergänglichem zu dem unsterblichen Gesange des göttlichen Dichters bilden. Es gab also doch ein Troja und den Krieg und die Helden, Achilleus und Patroklos und die Vielen, die Homer nennt, bis auf den Einen, den er nicht nennt, den er,

wie ein moderner Parteischriftsteller nach allen Regeln der Zeitungsfehde einen Gegenpartei, todttschweig. Der Zeitungstod, den durch Druckerschwärze Herrschende heutigen Tages über ihnen Mißfällige verhängen, indem sie ihren Lesern deren Namen, Verdienste, Erfolge und Leistungen verschweigen, trägt insofern das Lächerliche der Kleinstaatserei an sich, als der Wirkungskreis eines jeden Blattes ein nicht nur begrenzter, sondern auch ein von den Gegnern durchkreuzter ist. Anders aber war es mit Homer, der zur Mitwelt allein und ohne Zwischenreden zur Nachwelt sprach. Wem er ein Denkmal errichtete, der war jeglicher Sorge um ein verwitterndes Grabmal überhoben. „Bei Hektor's Sterben zugleich ward stille der Ilias Lied.“

Aber auch Homer hat einen Mann todtgeschwiegen. Es mag um das Jahr 60 nach Christi Geburt gewesen sein, das Jahr läßt sich nicht genau feststellen, als eine Reisegesellschaft die Gegend von Ilion besuchte, theils um homerische Erinnerungen durch den Anblick der besungenen Stätten zu befestigen, theils um an den Gräbern der Achäer zu beten. Die Reisetheilnehmer, junge und auch ältere Leute, ließen in ihrem Gebahren erkennen, daß sie sich ihrem Führer in allen Dingen unterordneten. Dieser war nicht nur der Pfadkundige, sondern auch ihr geistiger Leiter, denn sie lauschten seinen Worten, wie Schüler dem Lehrer Sprüche der Weisheit vom Munde nehmen, und horchten ehrerbietig auf Alles, was er über die hier bestatteten Helden verkündigte, spendeten Weihrauch mit ihm und andere unblutige Opfer und verehrten wie er die Manen der Abgeschiedenen. Und so that auch Anthistenes der Parier, der sich vor sieben Tagen ihnen angeschlossen hatte, als sie in Ilium weilten, in Neu-Troja, das sich über der Asche der alten Stadt erhob.

Von ihnen Allen unterschied sich der Führer. Er trug keine Wolle an sich, sondern wählte in seiner Weisheit Leinengewebe zur Kleidung, weiße, reine Leinwand, wie Pythagoras lehrte, um die unglücklichen Thiere nicht zu belästigen, denen das Scheeren Mißvergnügen bereitet. Sein Haar wallte lang herab, da es nie unter das Scheermesser kam. Er war durch Schönheit ausgezeichnet und aus seinen Augen sprach die Überlegenheit seines Geistes. Er hieß Apollonios, wie sein Vater, der reiche Bürger der Stadt Tyana in Kappadocien. Apollonios hatte aber sein Erbe zum größten Theile den Armen gegeben, damit ihn Sorgen um Geld und Besitz nicht von dem Trachten nach Weisheit abhielten.

Von den Gräbern des heiligen Schlachtfeldes war nur noch der Hügel des Achilleus zu verehren. Apollonios befahl den Gefährten, auf das Schiff zu gehen, während er selbst die Nacht an der Grabstätte des Peliden zubringen wolle. Wohl baten ihn die Freunde, hiervon abzustehen, denn Achilleus zeige sich fruchtbar; der Weise aber wies darauf hin, daß der Heros sich zu Zeiten auch mild und freundlich betragen habe, und führte sein Vorhaben aus. Am nächsten Morgen in der Frühe kehrte Apollonios unversehrt zurück. Er sprach nicht von den Geschehnissen der Nacht, so neugierig die Gefährten auch sein mochten, sondern fragte den Antisthenes: „Stehst Du in Verbindung mit Troja?“ – „Freilich“, antwortete dieser, „meine Vorfahren waren Troer.“ – „Bist Du auch ein Priamide?“ – „Ich bin aus dem Stamme des Priamos.“ – „Dies ist der Grund, weshalb Achilleus mir verbietet, mit Dir umzugehen und Dich zum Genossen meiner Weisheit zu machen, da Du nicht aufhörst, den Hektor zu preisen.“ – Wider Willen entfernte sich Antisthenes.

Apollonios mußte mit Achilleus geredet haben, denn wie konnte er sonst erfahren haben, welchen Stammes der Jüngling sei, der sich ihm angeschlossen? Mithin hatte Apollonios den Achill nach Sehergebrauch beschworen und auf eine Weile in das Dasein zurückgerufen. Heute nennt man eine derart erfolgreiche Geisterrufung fachwortlich eine Materialisation und nach jetzigen Begriffen war deshalb Apollonios ein Medium von großer Kraft.

In alten Zeiten hielten die Menschen das Todtenbeschwören für etwas Selbverständliches. Sie brachten den Todten Opfer dar, ihnen zur Stärkung und Erhaltung. Ka nannten die Ägypter das den Körper überlebende Wesentliche, gewissermaßen das Bild des Lebenden, das sich als solches auch vollständig an den Bildern ersättigte, die auf die Wände der Gräber gemalt waren, so zu sagen zweidimensionale Menschen, die von zweidimensionalen Dingen lebten, und an solche einst zum Leben wiederkehrende Schatten glaubten Viele. Durch einen Trunk von Opferblut konnte ihnen zeitweilige Körperlichkeit verliehen werden; es vollzog sich eine Art von Transfusion, wie man im Homer bei der Stelle nachlesen kann, die des Teiresias' Beschwörung in der Unterwelt schildert. Apollonios aber schlachtete als Pythagoräer kein Thier, denn er huldigte vegetarianischen Grundsätzen, sondern zwang den Achilleus allein mit der Kraft der Gebete, wie die Inder sie lehren. So sagte er den fragenden Gefährten und erzählte ihnen, daß Achilleus' Schönheit so unaussprechlich sei, daß sie durch Beschreibung mehr zerstört als angemessen gepriesen werde. Achill nun habe ihm geklagt, daß die Thessalier das ihm gebührende Todtenopfer, den weißen und schwarzen Stier, das Holz vom Pelium und die Amaranthenkränze, seit Jahren zu senden unterließen und auch den Patroklos nicht mehr zu dem Blutmahle einluden, wie sie es sonst gethan hätten. Er wolle ihnen nicht zürnen, denn thäte er das, wäre ihr Untergang sicherer als jener

der einst vor Troja gefallenen Griechen. Freilich brächten die Troer Erstlinge der Jahreszeit und bäten ihn um Aussöhnung, aber er lasse sich nicht erweichen, damit Ilium nie wieder die frühere Blüthe erreiche, sondern stets so bleibe, als sei es gestern erobert worden. Achilleus' Geist sprach im achilleischen Sinne: War der Held bei Lebzeiten ein Rauhbein, war es auch sein Ka, sein Schatten, sein Spirit. Seine Liebe gehörte den ihn vernachlässigenden Landsleuten, sein Haß den ihn ehrenden Feinden.

Viel frug Apollonios während dieser nächtlichen Sitzung und auch die Frage stellte er: „Wie kommt es, daß Homeros den Palamedes nicht kennt? Und wenn er ihn kannte, warum schloß er ihn von der Geschichte aus?“ – „Wenn“, antwortete Achilleus darauf, „Palamedes nicht nach Troja gekommen ist, so hat es auch kein Troja gegeben.“ Da der Geist aber und das Medium Apollonios sich in der Nähe des wirklichen Trojas befanden, so mußte auch Palamedes existirt haben und bei der Belagerung der Stadt zugegen gewesen sein. Achill fuhr fort: „Da aber dieser weise und tapfere Mann nach dem Wunsch und Willen des Odysseus umgebracht worden ist, so führt ihn Homer nicht auf, um nicht die Schmach des Odysseus singen zu müssen. Du aber, o Apollonios, trage Sorge für sein Grab und stelle sein Bildniß auf, das so schmäzlich verworfene. Es liegt in Äolis, dem lesbischen Methymna gegenüber.“ Nach diesen Worten entschwand Achill mit einem mäßigen Wetterleuchten, und schon fingen auch die Hähne an zu krähen.

Die Reisenden brachen auf und schifften nach der äolischen Küste, wo Apollonios das Lied des göttlichen Palamedes an dem von Achilleus bezeichneten Orte fand, und mit einem Heiligthum umweihete. „Vergiß, Palamedes, den Zorn“, betete er, „bewirke, daß es viele weise Männer gebe. O Palamedes, durch den die Wissenschaft kam und die Musen, und ich.“ So kam der von Homer Todtgeschwiegene wieder zu Ehren und zwar durch die Kunst der Mantik oder, wie man modern sagt, durch Spiritismus.

Dieses Alles und noch viel mehr ereignete sich am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt und ward auf Verlangen der Kaiserin Julia von Philostratus in acht Büchern niedergeschrieben, die „Leben des Apollonios von Tyana“ betitelt sind. Die Kaiserin war für Apollonios eingenommen und mit ihr viele andere, die in ihm ein Mittelwesen zwischen Gott und Menschen bewunderten, während Andere, und ihrer zählte man nicht Wenige, ihn einen Gaukler und Betrüger schalten und es bei seinen Lebzeiten dahin brachten, daß er unter Domitian der Zauberei angeklagt ward. Domitianus vertrieb im Jahre 93 nach Christi Geburt alle Philosophen aus Rom und verfolgte Juden wie Christen, hinrichtend und Güter einziehend. Es sind seit jener kaiserlich römischen Philosophenjagd gerade achtzehnhundert Jahre verflossen, und so werden wir wohl nicht fehlgreifen, wenn wir die Jubelfeier des apollonischen Spiritistenprozesses in unser Jahr verlegen. Und solche Feier dürfen wir mit Recht begehen, selbst wenn sie nur in der erbaulichen Betrachtung besteht, aus der wir inne werden, wie, abgesehen von der Form und dem Wechsel der Personen, unser aufgeklärtes letztes Hundert vor dem ersten Hundert höchstens das elektrische Licht voraus hat, die Ähnlichkeit beider zu beleuchten. Die Ankläger hatten ein langes Sündenregister aufgesetzt, aus dem der Kaiser jedoch nur einige Fragen wählte. „Warum nennen die Menschen Dich einen Gott?“ – „Weil jeder Mensch, der für gut gehalten wird, mit dem Namen eines Gottes geehrt wird.“ – „Aus welchem Grunde hast Du der Stadt Ephesus die bevorstehende Krankheit angekündigt?“ – „Weil ich, o Kaiser, eine magere Lebensweise führe, so habe ich die Nähe des Übels zuerst wahrgenommen. Wenn Du es verlangst, will ich Dir auch die Ursachen der Pestübel angeben.“ – Der Kaiser lehnte ab, da er fürchtete, der Weise möchte die Sünden der Herrscher als Grund der Götterstrafe bezeichnen. Dann aber, und das war die Hauptanklage, beschuldigten seine Gegner ihn, einen Knaben zu zauberischen Zwecken geopfert zu haben. Darauf fragte Apollonios: „Wo war der Ort des Opfers, zeigt ihn mir!“ Das konnten die Ankläger nicht und der Kaiser sprach den Weisen frei, der sein Alibi an dem Sterbebette eines Freundes durch Zeugen nachwies. Die Anklage des Kindesmordes zu rituellen Zwecken ist heutigen Tages kein Phantasiegebilde, wie vielleicht das „Leben des Apollonios“, das manche Gelehrte für eine bloße Dichtung ausgeben, sondern eine schönste Blüthe in den Blumengewinden zu der oben genannten Jubelfeier, mit denen wir das Ende des Jahrhunderts kränzen. Die Verfolgungen der Christen und Juden finden in China und Rußland ihr Gegenbild, ihr Zerrbild in den Fehden der Buchstabengläubigen und der Freiforschenden und den von Ahlwardt begeisterten Trottoir-Korybanten. Und um das Maß zu füllen, ließen sich Männer herbei, ein armes thessalisches Weib – nein, eine mit der Noth des Lebens ringende Frau, die Orakel austheilte, wie einst die Pythia – zu sich zu bitten, ihre Kreise zu stören und dann als Betrügerin dem Gerichte zu überantworten. Denn auch die Pythia war mitunter Schreibmedium. Diodor sagt von der Daphne, der Tochter des Teiresias: Sie verstand die Wahrsagekunst so gut als ihr Vater und brachte es während ihres Aufenthalts in Delphi noch viel weiter. Sie hatte treffliche Naturanlagen und gab mancherlei schriftliche Orakel in einer äußerst künstlichen Form. Zu zwei Jahren Gefängniß und jahrelangem Ehrverlust verurtheilte die erste Instanz das von einem

hinter einem Geldschranke lauenden Manne entlarvte Medium. So schwerwiegend erschien ihr Trug. Das wäre bürgerlicher Tod gewesen, Domitian freilich köpfte, bürgerlichen und wirklichen Tod vereind.

Es gab von jeher Geistergläubige, vor Apollonios von Tyana und nach ihm, es wird auch schwerlich ein Gerichtshof im Stande sein, hierin das letzte Wort zu sprechen. Es käme auf das sittliche Unheil an, das jener Glaube anrichtet, denn nicht ihm allein haftet Trug an, sondern auch dem, was mit Stolz exakte Wissenschaft genannt wird. Als Professor Karl Vogt vor etwa zwanzig Jahren durch die Lande reiste und verkündete: „Das Fernrohr und das Spektroskop haben den lieben Gott exmittirt“, und für die Affenabstammung des Menschen Wandtafeln mit „verbesserten“ Embryonenzeichnungen in's Treffen führte, gab es da etwa keinen Trug? Als er die sogenannten Mikrocephalen als Beweis der Affentheorie, als Muster des Rückschlags hinstellte, war er da zu Ehren der „Wissenschaft“ voreilig? Noch fehlt das missing link, und kein Geringerer als Virchow hat die Auswüchse des Darwinismus dahin gewiesen, wohin sie gehören, in die Unwissenschaftlichkeit. Und die, welche die Welt mit neuen Heilmitteln beglücken, deren Schädlichkeit sich zum Entsetzen der Beteiligten herausstellt, weil es an gemessener Vorprüfung mangelte, weil Ruhmbegier die Erfinder zur Veröffentlichung drängte: waren sie nicht voreilig? Aber es sind keine Sykophanten da, keine Lockspitzeln, denn was dem armen Weibe gegenüber als Heldenthat – o ungiessische Helden! – gepriesen wird, das wäre dem Moloch moderner Wissenschaft gegenüber ein Verbrechen.

Und so kommen wir zu dem Schlusse, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt, daß sich Alles wiederholt, ja daß Viele es gerade so machen wie Homeros, obgleich sie ihn höchstens dem Namen nach kennen, indem sie den schlaunen Odysseus auf den Schild heben, den besseren Palamedes aber todttschweigen. Aber, wie wir gesehen, macht sich das hinterher.

Er ist nicht abergläubisch.

Der Tag vom 2. Apri 1901, S. 4

Der alte Pättcherich ist ein liberaler Mann. Wenn man das Begehren hat, einmal alle die Phrasen und Redensarten eines nicht ganz waschechten Liberalismus mit dem vollen Baryton der Überzeugung vortragen zu hören, so braucht man sich nur ein halbes Stündchen lang mit dem alten Pättcherich zu unterhalten. Dann vernimmt man sie in starrer Desselbigkeit wie aus einem Phonographen heraus. Dann marschieren sie vor dem Ohr des Hörers eine nach der anderen wie die Soldaten auf und stehen bald in schnugerader Reihe da. Keine fehlt von der Gleichheit vor dem Gesetz bis zum Männerstolz vor Königsthronen, vom Hochaltar der Fahne bis zum Sklaven, wenn er die Kette bricht. Vor allem ist ihm die Volksschule wichtig, natürlich unter der Leitung fortschrittlich gesinnter Lehrer, die er unentwegt die Sieger von Königgrätz nennt. Er fügt dann hinzu: „Der Religionsunterricht darf natürlich nicht obligatorisch sein, er muß dem Ermessen der Eltern überlassen bleiben. Ist dies noch nicht erreichbar, so muß er im liberalsten Sinne erteilt werden, damit der Aberglaube nicht aufzukommen vermöge. Der Aberglaube ist der Feind. Ich verdanke dem liberalen Religionsunterricht die Wohlthat, daß ich nicht abergläubisch bin.“

Er kann aus der Haut fahren, wenn man das in Zweifel zieht. „Ein so liberaler und aufgeklärter Mann wie er und abergläubisch! Das ist ja geradezu lächerlich. Aberglaube ist etwas für alte Weiber beiderlei Geschlechts. Einfach greulich. Oder Gehirnerweichung.“ So pflegt er zu donnern, wenn man behauptet, alle Menschen seien mehr oder weniger abergläubisch und er mache keine Ausnahme, so wenig wie Beethoven, Goethe und Bismarck. Wenn er dergleichen hört, äußert er zwar allen Respekt vor dem genannten Männerterzett, meint aber, diese vier Herren würden sehr viel in seinen Augen verlieren, wenn sie wirklich abergläubisch gewesen wären. Eines Tages treffe ich ihn. Es war an einem Donnerstag. Wie bei mir blitzte bei ihm zwischen dem Kinn und dem bis oben zugeknöpften Paletot eine weiße Binde hervor, während der Paletot den Frack den Blicken des armen Publikums verbarg. Wir beide waren bei einem gemeinsamen Freunde zum Diner eingeladen. Pättcherich meinte, es sei schon fast zu spät und schlug vor, einen Taxameter zu nehmen. Ich war einverstanden, und nun traten wir an der nächsten Haltestelle auf einen Wagen zu. Aber den ersten wollte er nicht nehmen. Warum nicht? Pättcherich meinte, die Nummer des Taxameters mißfiel ihm, weil sie nicht durch drei teilbar sei. „Ich denke, lieber Freund, sie sind nicht abergläubisch?“ Er antwortete „Bin ich auch nicht. Es ist aber bei mir Prinzip, keine Droschke zu nehmen, deren Zahl nicht durch drei teilbar ist. Die Nummer 1457 ist nicht durch drei teilbar, sondern es bleibt ein Bruch übrig, und die Erfahrungen, die ich mit solchen Nummern gemacht habe, warnen mich dringend vor einem Bruch. Entweder brach während der Fahrt ein Rad oder die

Deichsel. Wozu also soll ich mich dem aussetzen, da doch Droschken mit anderen Nummern vorhanden sind, wozu eigensinnig sein? Die nächste Droschke heißt Nummer 1209. Na also –“

„Das nennen Sie nicht eigensinnig sein. Lieber Pättcherich“, sagte ich, „ich nenne es abergläubisch.“ Er lachte wegwerfend. „Unsinn!“ rief er dazu, „ich und abergläubisch!“

Die Nummer 1209, die durch drei teilbar ist, brachte uns wirklich ohne Bruch eines Rades oder der Deichsel ans Ziel. Pättcherich machte mich befriedigt auf diese erfreuliche Thatsache aufmerksam.

„Sehen Sie?“ rief er triumphierend. „Den Taxameter, den Sie nehmen wollten, hätten wir vielleicht mit gebrochenen Rippen verlassen. Ich habe eben meine Erfahrungen!“

Als wir uns dann zu Tisch setzen wollten, warf Freund Pättcherich rasch einen Blick auf die Gesellschaft. „Halt!“ rief er plötzlich, „das geht unter gar keiner Bedingung, mein lieber Herr Wirth, wir sind Dreizehn.. Sie wissen, ich bin nicht abergläubisch, aber nicht für eine Million sitze ich zu Dreizehn bei Tisch. Die anderen zwölf wären außer sich, und in deren Interesse schließe ich mich aus.“

Die anderen Zwölf, ich zwischen ihnen, setzten sich lachend wieder, nicht nur, weil vier Gäste noch fehlten, die jeden Augenblick eintreffen mußten, sondern weil sie und ich nicht an die Lebensgefährlichkeit der Dreizehn glaubten, wie Herr Pättcherich, der sie schlaubergerischer Weise nur für die anderen gefürchtet hatte. Das ward klar, als er, nachdem er die vier leeren Sessel konstatiert hatte, sich nicht eher setzte, als bis wenigstens noch zwei der Säumigen erschienen waren und Platz genommen hatten.

„Mein lieber Herr Pättcherich,“ sagte ich zu dem mir gegenüber sitzenden Freund, „werden Sie hoffentlich mit gutem Appetit speisen. Was aber das Schlimme der Zahl Dreizehn betrifft, so ist dies der traurige Umstand, daß nicht Einer, sondern daß alle Dreizehn sterben, denn wir alle sind Menschen, und das Sterben wird wohl nicht aufhören, so lange wir Menschen sein werden.“

Pättcherich hatte seine Sprache wiedergefunden. „Ach was,“ verplapperte er sich, sein Glas vollschänkend, „scherzen Sie nicht über so ernste Dinge!“

Auf dem Heinwege – er hatte sein Glas wohl häufiger, als er es vertragen konnte, vollgeschenkt – sagte er einmal in einem gänzlich unbewachten Augenblick: „Ich müßte eigentlich morgen verreisen, aber da fällt mir eben ein, daß morgen Freitag ist, und am Freitag trete ich keine Reise an, das bringt Pech.“

„Auch ein Erfahrungssatz?“ fragte ich beiläufig.

„Nichts weiter,“ antwortete er, „ich bin nicht abergläubisch, aber wenn ich am Freitag reise, habe ich entweder unterwegs auf irgend einer Station das Weiterreisen versäumt, oder es hat eine Entgleisung stattgefunden. Da danke ich für das Reisen.“

„Da haben Sie Recht,“ sagte ich. „Dergleichen kann auch nur am Freitag passieren.“

„Gute Nacht!“ rief er ärgerlich und ging rasch davon.

Wahrsagerei

Velhagen & Klasings Monatshefte 17 (1902/03) I 467–474

Wir können uns nicht vollempfindend in eine Zeit zurückdenken, in der das Leben der Völker durch Wahrsagung geleitet wurde, wir verstehen nicht mehr den Einfluß des delphischen Orakels auf die Lenker der Staaten, der so weit ging, daß mächtige Herrscher ihr Beginnen und Tun nach dem Ausspruche der Pythia richteten, sogar Persiens König in Delphi um Rat fragte. Und doch gab es Wahrsager genug am persischen Hofe. Das Orakel des delphischen Apollo aber war das berühmteste; es galt in der Alten Welt als das zuverlässigste, da es, wie wir heute zu sagen pflegen, die meisten und wunderbarsten Treffer aufzuweisen hatte. Den Hofzeichendeutern erging es eben nicht besser, wie es dem Propheten im Vaterlande ergeht: sie entbehrten des übertreibenden Scheines der Ferne und des Ruhmes, der anwächst, wenn der Mund der Masse ihn ausschreit. Ohne Vorherbefragung der Orakel wurde nichts Wichtiges unternommen, weder von den Königen und den Befehlshabern, noch von den Einzelnen, die im stande waren, sich an den Gott zu wenden. Denn der Gott sprach durch die Orakel, deren Blütezeit mit dem unbeirrten Glauben an die Götter zusammenfiel. Nur der Mensch konnte günstigen Erfolg haben, der den Willen der Götter erfüllte, der so handelte wie es den Göttern recht war, die dem Menschen, dem unvollkommenen, an Vollkommenheit, Macht und allem, was da ist, überlegen sind. Durch den Orakelspruch prägten die Götter dem unsicheren menschlichen Willen göttliche Bestimmtheit auf, gaben sie ihre Anerkennung oder Abweisung. So war das Orakelwesen eng mit der Religion verbunden, ja eigentlich Religion selber, insofern diese als innige Geistesbeziehung zwischen dem Menschen und der Gottheit aufzufassen ist.

Weil aber die Götter nicht durch sinnliche Gegenwart wirkten, weder für das Auge noch für das Ohr, sondern nur durch geistige, die sich durch mittelbare Einwirkung auf Körperliches, das in einen bedeutungsvollen Zustand versetzt wird, kund gibt, bedurfte es der Vermittlung zwischen dem Fragenden und der Gottheit. Mancherlei Art war diese Vermittlung. Man hatte Wahrzeichen, Träume und als Höchstes die Einwirkung auf die menschliche Seele. Der überlegende Verstand war zu der Erkenntnis gekommen, daß Götter seien; wie sie aber wären und wirkten, das vermochte sich nur die Phantasie vorzustellen, und darum galt die zu gesteigerter Tätigkeit der Phantasie aufgeregte menschliche Seele als vom Gott ergriffen und beherrscht, und was sie kündete als göttliche Äußerung. Die Seher und Propheten werden in diesem Sinne Gottbegeisterte genannt; sie schauen das Kommende, gleich den Göttern, vor deren Blicken Zukünftiges sich klar darstellt wie Gegenwärtiges.

Versenken wir uns in diese Gedanken der Alten, so werden wir nicht den Fehler begehen, ihr Orakelwesen als wüste Ausartung des Aberglaubens zu verwerfen, sondern darin tiefgläubige Annäherung an die Götter und Unterwerfung unter ihren Willen erkennen und zugleich eine Erklärung des bedeutsamen Einflusses der Orakel finden. Mit dem Erwachen der Verstandestätigkeit, mit der Entwicklung der Philosophie und dem überhandnehmenden Zweifel an den Göttern erlosch der Glaube, und mit ihm begann der Verfall der Orakel. Der Drang jedoch, das Zukünftige voraus zu wissen, blieb, und die Wahrsagerei im Bunde mit krassestem Aberglauben, der schauerliche Früchte zeitigte, verdrängte die reinere Anschauung. Selbst unsere Zeit ist nicht frei vom Glauben an Wahrsagung; trotz aller Aufklärung, trotz Dampf und Elektrizität, Darwin und Häckel finden Wahrsagen und Prophezeien Anhänger bei Hoch und Niedrig, bei Gebildeten und Ungebildeten. Wir kommen hierauf zurück.

Der Trieb, die Zukunft zu erforschen, ist dem Menschengeschlecht so tief eingepflanzt, daß es kein Volk gibt, bei dem er nicht gefunden würde, und da er im Grunde genommen in der Selbstsucht wurzelt, darf seine Allgemeinheit nicht verwundern, denn der Egoismus ist dem Menschen ureigen. Das Vorauswissen des Kommenden hilft Erfolg erringen oder Schaden abwenden, kann daher nur von Vorteil sein. Je weniger inneren festen Halt ein Mensch hat, je zaghafter er sich an dem Kampfe ums Dasein beteiligt, um so ängstlicher ist er bedacht, zu erfahren, was die Zukunft ihm bringe, in der Meinung, er könne sein kommendes Schicksal lenken, wohin er es nur wünscht.

Die Pythia zu Delphi wurde durch Lorbeertrank und den betäubenden Hauch der Grotte in einen schlafwachen Zustand versetzt, den genauer zu studieren durch hypnotische Experimente gelungen ist. Die Somnambulen reden mit anderer Stimme als ihnen sonst eigen, eine wunderbar erscheinende Tätigkeit des Gedächtnisses tritt in Kraft, daß sie Stücke in fremder Sprache reden, die sie nur einmal in ihrem Leben flüchtig gehört haben; Gedanken, die ihrer gewöhnlichen Denkfähigkeit fern liegen, tauchen auf, ohne daß sie eine Ahnung haben, wo sie selbe vernommen oder gelesen, so daß man versucht wird, anzunehmen, ein anderer Geist als der ihre spreche aus ihnen. Genaue Prüfung ergibt jedoch, daß sie, wie im Traume, von Gedächtnisbildern erfüllt werden, die sie unbewußt verlautbaren. Sie sind also weder von der Gottheit erfaßt, wie die Griechen annahmen, noch von Dämonen oder vom Teufel besessen, wie die Weisen mittelalterlicher Zeit wähten, noch vermitteln sie als Sprachrohr abgeschiedener Geister Anderweltliches, wie die Spiritisten behaupten. Auch ergeht es ihnen wie der Pythia mit ihren Wahrsagungen: fügt der Zufall, daß ihre unbestimmt gehaltene Prophezeiung mit den Geschehnissen übereinstimmt, so wird der eine oder andere Fall als beweiskräftig für die Übernatürlichkeit des Vorausschauens angeführt, die Nichttreffer dagegen, die vielen Versager werden verschwiegen und vergessen. Hätte man von jeher eine gewissenhafte Statistik der eingetroffenen und der verunglückten Prophezeiungen geführt, so wäre die Herrlichkeit der Orakel schon früher zu Ende gewesen, und es hätte nicht erst des Spottes klarer Köpfe bedurft, ihnen den letzten Rest zu geben.

Aber keine Stadt wurde gegründet, keine Ringmauer erbaut, keine Schlacht geliefert, keine Ehe geschlossen, kein Schiff abgelassen, kein Handelsgeschäft unternommen, ohne einen Wahrsager zu fragen. An den Höfen der Könige übten die Zeichendeuter ihre Kunst aus; sie waren es, die sowohl aus den Sternen, wie aus Träumen und Naturerscheinungen den geheimen Sinn herauslasen, den die Götter dadurch anzeigten. Und was Gebrauch war bei den Höfen, das wurde auch im Volke gepflegt, so daß das Wahrsagergewerbe üppig gedieh.

Es waren aber nicht alle Seher Inspirierte, von den Göttern Erfaßte, wie jene, welche an den heiligen Orten unter Wahrung der Ceremonien, umgeben von dem mystischen Getriebe auf die Fragenden den Eindruck übersinnlich Erleuchteter machten, sondern die Zunft der Wahrsager war durchsetzt mit den bedenklichsten Elementen, denen es nicht darauf ankam, sich die Leichtgläubigkeit der Menge zu Nutze zu machen. Nicht schwer fiel es Gewitzigten, ebenso doppelsinnige und mehrdeutige Antworten zu ersinnen wie die Pythia selber oder die eingeübten Erbpriester der berühmten Orakel. Und da wahrscheinlich sogar zu Delphi arge Bestechung und Betrügereien nicht zu den Seltenheiten gehörten: wer

wollte den Privatpropheten verdenken, wenn sie dem Beispiel der offiziellen Seher folgten? Und doch, so viel auch später gegen die Orakel und die Chaldäer geredet, geschrieben und von Gesetzgebern gewirkt wurde: das Begehren, den Schleier der Zukunft zu lüften, war jeder Einrede der Vernunft überlegen, und der unerschütterliche Glaube an verborgene Weisheit erhielt den Stand der Wahrsager und Zeichendeuter, die vorgaben im Besitze geheimnisvoller Begabung zu sein. Den klassischen Beleg für das Bestehen der Dunkelpropheten unter stärkstem Druck der Verfolgung bietet die Hexe von Endor.

Nach Mosis Gebot hatte Saul alle Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Lande vertrieben. Daß diese seine Tat vom Chronisten ausdrücklich hervorgehoben wird, ist höchst bemerkenswert, denn als einfache Vollziehung des Gesetzes bedurfte sie keiner besonderen Betonung, sie zeigt nämlich wie der König sich dem Priestergesetze fügte, der nach seiner Salbung durch Samuel mit in fromme Ekstase geriet, daß das Volk fragte: Wie kommt Saul unter die Propheten? Saul aber emancipierte sich. Er, die Schöpfung Samuels, fühlte sich als König zu selbständig und brach mit den Priestern, mußte jedoch bald wieder klein begeben, um das Ansehen vor dem Volke nicht einzubüßen, über das der Hohepriester insofern Gewalt hatte, als er die Stimme des Herrn hörte, d. h. das maßgebende Orakel verwaltete. Urim und Thummin, das an dem Schulterkleide getragene Brustschild, war der Orakelapparat, der befragt wurde und Antwort gab. Einige Ausleger meinen, das Ephod – von Luther mit Leibrock übersetzt – sei nicht das Kleid des Oberpriesters gewesen, sondern ein Denkbild Jehovas, das zur Ermittlung des göttlichen Willens diene, ähnlich den in der Cella der ägyptischen Tempel verborgen gehaltenen Götterfiguren, die vor wichtigen Entscheidungen dem Pharao auf mystische Weise den Ratschluß des Gottes kund gaben; eine Ansicht, die um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen darf, als der israelische Kultus sowohl, wie der Grundidee des Tempels in vielen Beziehungen auf ägyptische Vorbilder hinweist.

Als Samuel nach Sauls Unbotmäßigkeit David zum Gegenkönig gesalbt hatte und die heimlichen Machenschaften gegen Saul ins Werk gesetzt wurden, war dem Könige das Orakel entgegen: „Der Herr antwortete ihm nicht, weder durch Träume, noch durchs Licht, noch durch Propheten.“ Der Priester Ahimelich aber fragte den Herrn für David, der in Bedrängnis sogar mit dem Ephod selbst hantierte, nachdem Saul die Priester des Herrn, die Anhänger Davids zu Nobe durch den Elomiter Doog hatte erschlagen lassen.

David sprach zu dem Priester Ab Jathar: Lange das Ephod her. Und fragte: Wird Saul gen Kegile kommen, die Stadt um meinetwillen zu verderben. Und der Herr sprach (durch das Ephod): Er wird herabkommen. Dann fragte er weiter: Werden die Bürger zu Kegile mich und meine Männer in die Hände Sauls überantworten? Der Herr sprach: Ja.

David floh, wandte sich zu den Philistern, die gegen Saul auszogen und sich auf dem Gebirge Gilboa lagerten.

Das göttliche Orakel, das Ephod, war Saul nicht mehr zugänglich, es stand seinem Nachfolger bei, und so blieben ihm in seiner Ratlosigkeit vor der entscheidenden Schlacht nur die Zeichendeuter und Wahrsager. „Suchet mir ein Weib, die einen Wahrsagergeist hat,“ sprach er und siehe da, seine Knechte wußten ein solches, obgleich der König, als er noch im Sinne der Priester regierte, alle, die durch unerlaubte Magie dem hohepriesterlichen Orakel Konkurrenz machten und dadurch Abgötterei trieben, aus dem Lande zu jagen befohlen hatte. Nun erfuhr er selbst, wie sein Gebot nicht mächtig genug gegen die heimliche Wahrsagerei gewesen war, und machte es gerade so wie das Volk und ging zur Hexe. Das Weib von Endor, eine Totenbeschwörerin und Traumrednerin, ließ den Geist Samuels durch ihren Mund sprechen, die ihm den nahen Untergang verkündete. Wie David noch des öfteren das Ephod befragte, das findet man im 1. Buche Samuelis, und daß die Wahrsager bei ihrer Kunst sich ausschlaggebender Bildnisse oder hölzerner Stäbchen bedienten, geht aus der Stelle Hosea 4,12 hervor, wo es heißt: „Mein Volk fraget sein Holz und sein Stab soll ihm predigen.“ Diese Kunst ward jedoch als Abgötterei von den Priestern mißbilligt.

Es war nicht allein der gotterfaßte Seher, dessen Rede die Zukunft enthüllte, sondern auch Tiere und unbelebte Gegenstände konnten, von den Unsichtbaren durchdrungen, zu Verkündern des Bevorstehenden werden.

Es war nicht nötig, daß die Götter sich mitteilten, denn die Dämonen und die abgeschiedenen Seelen hatten ebenfalls Kenntnis von der Zukunft, ja man schloß aus den Prophezeiungen der Begeisterten, daß jede menschliche Seele im Stande wäre, die Zukunft zu erschauen, daß sie jedoch durch Leidenschaften und Begierden verblendet sei. Denn so wie die Sonne nicht dann erst glänzend wird, wenn der Nebel entflieht, sondern beständig glänzt und uns bloß im Nebel und Dunst nicht hell und klar erscheint: ebenso erhält die Seele nicht erst dann, wenn sie dem Körper entflieht, die Kraft des Vorhersehens, sondern besitzt sie von Anfang an und wird nur durch ihre Vermischung und Vereinigung mit dem Sterblichen getrübt.

Dieser Gedankengang führte dahin, unschuldige Kinder für heilsichtiger zu halten, als selbst die durch Fasten und heilige Waschungen gereinigten Priester und Priesterinnen; deshalb wurden Kinder vielfach zur Weissagung benutzt, indem man sie durch Manipulationen, die zur Erzeugung der Hypnose geeignet sind, in schlafwachen Zustand versetzte. Apulejus schreibt: „Denn ich überlege bei mir selbst, daß der menschliche Geist, zumal der kindliche und einfache, durch Gesänge (Suggestion) oder durch Einfluß von Gerüchen (narkotische Dämpfe) betäubt und zur Vergessenheit der Gegenwart gebracht werde.“

Doch das Lallen der hypnotisierten und narkotisierten Kinder genügte nicht. Das Wahrsagen aus den Eingeweiden der Opfertiere, das überall im Schwange war, wo blutige Opfer stattfanden, wurde auf die vermeintlich den Göttern näher stehenden Kinder ausgedehnt. Heliogabal ließ von seinen Magiern täglich Knaben schlachten, deren Eingeweide er besichtigte, um daraus die Zukunft zu lesen, und ebenso machte es Didius Julianus. Kaiser Valerianus untersuchte die Eingeweide Neugeborener, Maxentius aber ging noch weiter, indem er von seinen Magiern die Leiber Ungeborener aufschneiden ließ. Zu solchen Greueln war die einst reine Auffassung des Orakelwesens entartet.

In Rom, wo nicht nur die Schätze der besiegten Völker zusammenflossen, sondern auch die Gebräuche der Unterjochten sich mit den Sitten der Weltbeherrscher mischten, wurde von Magiern des Orients alle Art von Wahrsagung betrieben. Sie weissagten aus dem Wasser, der Luft, aus Sternen, Lanzen, Becken, Äxten, Vogelflug, Blitzen, Winden und beschworen Tote. Nero, bei dem der Herrscherwahnsinn der Cäsaren ungemildert zum Ausbruch kam, wünschte nichts sehnlicher, als den Göttern Befehle zu können, und prüfte daher die magischen mantischen Künste, wozu ihm, dem Tyrannen, alle nur denkbaren Hilfsmittel zu Gebote standen. Das Ergebnis seiner eingehenden Forschungen war, wie Plinius berichtet, ein ungeheurer und unzweifelhafter Beweis von der Falschheit jener Künste, und je deutlicher er zu erkennen meinte, daß die Götter sich nicht um das Los der Menschen kümmerten, um so tiefer sank er in die Wollust der Grausamkeit und mordete ohne Furcht vor dem Urteil der Ewigen.

Das Christentum machte allerdings nach und nach derartigen Ausschreitungen ein Ende, jedoch den Aberglauben der Wahrsagerei vermochte es nicht auszurotten. Es leugnete nicht die Orakel und magischen Künste der Heiden, schrieb sie aber dem Teufel zu, der bisweilen die Wahrheit sage, um die Unvorsichtigen um so gründlicher nicht nur in Irrtum, sondern in ewiges Verderben zu ziehen. Ja die Christen verschmähten es selbst bisweilen nicht, sich bei heidnischen Göttern Rats zu erholen, in Rom ebensogut wie in Deutschland, wo man trotz der erhaltenen Taufe es mit den alten Göttern nicht verderben wollte. Denn gar gewaltig ist die Vergangenheit und sproßtreibend in den Überlieferungen.

Im Leben der Germanen hatten die Orakel die größte Bedeutung. Sie schrieben den Frauen, zumal den Jungfrauen, heilige vorausschauende Begabung zu und verehrten ihre Prophetinnen wie Gottheiten. Weissagerinnen reisten im Lande umher und verkündeten den Leuten die Lebensdauer und das Schicksal, wofür sie reichen Lohn erhielten. Vor einer Schlacht wurden sie befragt, und nach ihren Sprüchen richteten sich die Heerführer.

Aber auch aus den Eingeweiden der Opfertiere und aus dem Vogelfluge erdeuteten die alten Germanen das Bevorstehende und hielten ganz besonders auf das Werfen der Lose. Sie zerschnitten einen Zweig von einem Fruchtbaume in mehrere Stäbchen, in die sie Schriftzeichen – Runen – ritzten und auf ein weißes Gewand warfen. Aus der Lage der Stäbchen deutete der Kundige, nachdem er zum Himmel blickend die Götter angerufen hatte, die Gunst oder Ungunst der Zeichen.

In dem Woytansliede der Edda wird von Odin, dem Allvater selber, erzählt, wie er die wahrsagenden Stäbe wirft. Es handelte sich um nichts Geringes, denn durch bange Träume Baldurs geschreckt, ahnen die Götter, daß dem lichten Gott der Tod und dadurch ihrer aller Untergang bevorstehe.

Da macht sich Odin auf zur Unterwelt, wo die weissagende Wala im Grabe ruht. Nach Norden gewendet legt er Runenstäbe, aber ihm sagen die stummen Hölzer nicht genug und deshalb zwingt er mit gewaltigem Zaubersprüche die Weise, aus dem Todesschlaf zu erwachen, die ihm in bilderreicher Sprache kündigt, daß Baldurs Stätte in Hels dunklem Reiche bereitet ist. Es spiegelt sich in diesem Loswerfen und Beschwören die Anschauung der Alten wieder, die das Wort der Prophetinnen höher stellten, als die durch Runenstäbe erhaltenen Zeichen, und gleichzeitig ihr unbedingtes Vertrauen zu den Weissagungen, denn es ist ihr höchster Gott, der durch Traumvordeutung beunruhigt, in Sorge um das Schicksal der Götter die weise Wala aufsucht, wie die Menschen die Wahrsagerin. Die Göttersagen aber sind Abbilder des Menschenlebens.

Das Werfen von Runenstäben hat sich, wenn auch in veränderter Form, auf Island erhalten, wo allerdings nicht Zweigstücke benutzt werden, sondern aus Schafknochen verfertigte Würfel, die Wala genannt werden und somit den Namen der alten Seherinnen tragen. Die Isländer würfeln damit, um künftige Dinge zu erforschen, wobei die Formel „Sag thu mer that Vala“ (sag du mir das Wala) gesprochen wird. Je nachdem die eine oder andere Seite des Würfels durch den Wurf nach oben kommt,

bildet man sich nach bestimmten Regeln die Orakelantwort. Eine ähnliche Entscheidung durch geworfenes Los haben wir in dem bekannten „Kopf oder Bild“, wobei eine Münze den Runenstab vertritt.

Den vollständigsten Ersatz haben jedoch die Runenstäbe in den Spielkarten gefunden, die für alle Sibyllen, welche das Wahrsagen geschäftsmäßig betreiben, das beliebteste Handwerkszeug sind, das nicht minder von Unzähligen zu Rat gezogen wird, wenn sie auf eigene Hand Fragen an das Schicksal stellen und durch die bunten Blätter beantworten lassen. Die beiden Hauptfarben, Rot und Schwarz, entsprechen dem Hell und Dunkel, Tag und Nacht, Ja und Nein, Glück und Unglück, den uralten einfachsten Elementen der Wahrsagerei. Alles was in der Mantik auf das Licht deutete, mit den Lichtgöttern in Beziehung zu bringen war, galt als bejahend und erfolgverheißend, was sich der Nacht zuneigte und den Göttern der Unterwelt, galt für verneinend und unglückkündend. Die vier Zeichen der Karten lassen mannigfache Abstufungen zu, die Bilder und Zahlen ermöglichen weitere Scheidungen, so daß ein ganzer Kodex von Gut und Böse in den zweiunddreißig Blättern eines Spiels erhalten ist, dem die Kartenschläger folgen. Da nun ferner die Bedeutung der Karten durch ihre Lage und durch die nebenliegenden Blätter erhöht oder erniedrigt wird, so ergeben sich unzählige Kombinationen, deren Deutung zuweilen mit den Ereignissen übereinstimmt, zumal wenn, wie dies meist der Fall ist, die gewöhnlichsten Vorkommnisse mit allgemeinen Redensarten verschwommen vorausgesagt werden. Dahin gehören Prophezeiungen wie: „Sie werden erreichen, was Sie wünschen.“ – „Sie werden Verdruß haben.“ – „Eine frohe Nachricht steht Ihnen bevor.“ – „Sie erhalten ein Geschenk.“ – „Eine Reise steht in Aussicht.“ – „Ihnen passiert etwas Unverhofftes“ und was dergleichen mehr ist. Trifft eine solche Prophezeiung ein, dann heißt es, die Karten haben wahrgesagt, ereignet sich dagegen nichts, was nachträglich in die Voraussagung hineingepaßt werden kann, wird des Mißerfolgs nicht weiter gedacht. Man erzählt nur von der einen Gewinnnummer, die einmal einer geträumt haben soll, von den hunderttausend erträumten Nietten schweigt die geschwätzig Menge, und in dieser falschen Buchung, die nur das Gewinnkonto ausfüllt, das Verlustkonto aber niemals belastet, liegt das Geheimnis des unerschütterlichen Glaubens an die Wahrsagerei, die dem Drange nach der Erkenntnis des Zukünftigen und der Meinung, sein Schicksal lenken zu können, wenn man den Gang der Dinge vorauswüßte, entgegenkommt. Der Mensch hofft so lange er lebt; seiner Hoffnungen gewiß zu werden, dazu soll die Wahrsagung verhelfen. Da nun die alten Orakel abgetan sind, die Astrologie durch die wissenschaftliche Astronomie unmöglich gemacht wurde, das Reden in schlafwacher Ekstase nur in spiritistischen Cirkeln gepflegt wird, der Kaffeesatz ebensowenig ernsthaft genommen wird wie das Blei- und Eiweißgießen, so ist das Kartenschlagen – das verbesserte Werfen der Runenstäbe – das gebräuchlichste Mittel zur Erforschung der Zukunft geworden.

Wahrsagerinnen, die aus den Karten prophezeien, gibt es überall, auf dem Lande, in den Städten. Es ist kein Mangel an Nachfolgerinnen der weisen Walas, und etliche von ihnen machen sogar glänzende Geschäfte. Das sind solche, deren Kundschaft sich aus der vornehmen, gut zahlenden Welt rekrutiert. Eine der berühmtesten ihrer Zunft war die Lenormand, die, einst in der Gunst Josephinens geborgen, sich in politische Umtriebe einließ und deshalb 1809 des Landes verwiesen wurde. Sie schrieb ein Buch, das ihre Prophezeiungen enthielt, den Sturz Napoleons und die Wiedereinsetzung der Bourbonen, gab es jedoch nicht vor den Ereignissen heraus, sondern erst nach der Restauration im Jahre 1815, so daß auch bei dieser gepriesensten aller modernen Prophetinnen der Verdacht des Schwindels mehr Berechtigung hat als die Glaubwürdigkeit ihrer Souvenirs prophétiques d'une Sibylle. Nicht zu übersehen ist die Einmischung der Lenormand in die Politik, denn es ist nicht allein das Gewerbe des Kartenschlagens, das die Wahrsagerinnen betreiben, sondern dieses dient ihnen gar häufig nur als Deckmantel von Heimlichkeiten. Haben sie erst das Vertrauen ihrer Klientinnen gewonnen – und das ist leicht erworben, da die Ratsuchende der Ratenden williges Ohr leiht – so gibt sie Mittel und Wege an, drohendes Unheil abzuwenden. Sie hat die Adressen von gefälligen Geldverleihern, sie kennt Kurpfuscher, die Krankheiten behandeln, sie steht mit Weibern in Verbindung, die gewissenloseste Hilfe leisten, sie vermittelt die Annäherung zwischen Liebenden, sie kuppelt, treibt auseinander, säet Zwietracht und Mißtrauen und rupft die Leichtgläubigen. Noch vor kurzem wurde eine Wahrsagerin vor der achten Strafkammer des Berliner Landgerichts I zu einer Zuchthausstrafe von zwei Jahren und sechs Monaten verurteilt, weil sie mit Hilfe der Karten und allerlei Urkundenfälschung einem heiratslustigen Witwer nach und nach fünfzehnhundert Mark abgeluchst hatte, und schwer war es zu entscheiden, was mehr zu bewundern sei, die Geriebenheit der Kartenlegerin oder die schier polizeiwidrige Einfalt der gröblich Betrogenen, die dem sogenannten gebildeten Mittelstande angehörten.

Die willfährigsten Opfer finden die Kartenlegerinnen unter den Dienstmädchen, die sie als harmlose Verkäuferinnen von Pantoffeln und Kurzwaren aufsuchen, wenn die Herrschaft bei Tische sitzt und sie in der Küche vor Überraschungen sicher sind. Das Kartenspiel, das schmierige, ist bei der Hand und das Wahrsagen beginnt. Mit Andeutungen, daß sie es nicht gut hätte, daß ihr Ärger mit der Madame

bevorstände, daß ein Wunsch, den sie hege, ihr vereitelt würde, gewinnt sie das Vertrauen der Küchenfee. Denn da der Ärger so sicher ist wie zweimal zwei vier, ein Extraurlaub leicht einmal durch Verhältnisse unmöglich wird und die Unzufriedenheit sich einstellt, sobald sie geschürt wird: verkünden die Karten gar leicht irgend ein Vorkommnis in der eng begrenzten Welt der geistig Beschränkten.

Die Frau kommt wieder; sie geht weiter, vorsichtig aber zielbewußt. „Lange bleiben Sie nicht hier, Fräulein. Na und wenn Sie sich verändern wollen, ich weiß einen schönen Platz für Sie. Lassen Sie sich nur nichts gefallen.“

Die Frau des Hauses begreift nicht, weshalb ihr Mädchen muckisch und aufsässig wird. Verstimmung tritt ein, und der von der Kartenschlägerin vorausgesagte Krach bleibt nicht aus. Kündigung; das Mädchen nimmt einen anderen Dienst an, den ihr eine Freundin der Wahrsagerin vermittelt. Den Mietsthaler aber, auf den es abgesehen war, teilen sich die Sibylle und die Mägdemaklerin.

Auch Verehrer, solide Freier mit ernstesten Absichten ersieht das Weib aus den Karten. „Sie werden jemand begegnen, dem Sie gefallen, aber er sieht auf das Äußere. Ich weiß jemand, der gibt Ihnen die feinsten Goldsachen auf Abzahlung; billig und gediegen. Sie machen Ihr Glück.“

Der Goldwarenmann wird in Nahrung gesetzt, er hängt dem Mädchen wertlosen Schmuck für viel Geld in kleinen Raten auf, und die Wahrsagerin bezieht von ihm reichliche Prozente. Viel üblen Rat erteilen solche Kartenschlägerinnen, die es verstehen, die Leichtgläubigen befangen zu machen, so daß das scheinbar im Scherz begonnene Kartenlegen ins Elend und Verderben führt. Sie erwecken den Leichtsinns durch Vorspiegelung besseren Fortkommens, sie verleiten zur Unehrlichkeit, sie hetzen auf, sie kuppeln, sie richten zu Grunde. Wenn daher die Polizei ein wachsames Auge auf die Kartenschlägerinnen richtet, so geschieht das nicht wegen der Wahrsagerei, sondern wegen des damit verbundenen unheilstiftenden Nebenbetriebes, der auf Ausbeutung Unerfahrener und Vertrauensseliger hinausläuft. Eine Hausfrau, die es gut mit ihren Dienstboten meint, folgt hierin dem Beispiel der Behörde und überwacht die Schwelle ihrer Wohnung.

Der Wahrsagerei ein Ende zu machen, dahin wird es nie kommen, immer wieder tauchen Wundergeschichten von merkwürdigen Prophezeiungen und ihrer Erfüllung auf, und der Glaube an die Möglichkeit der Voraussagung festigt sich aufs neue. Reich ist die Literatur an solchen Wunderberichten, noch reicher die mündliche Überlieferung, und mit jeder neuen scheinbaren Bestätigung erhalten die alten Beispiele wiederum unerschütterliche Beweiskraft bei allen, die Lust an geheimnisvoller Übernatürlichkeit haben. Ein scharfsinniges Erraten des Zukünftigen, ein Schließen auf eintretende Möglichkeiten aus vergangenen oder gegenwärtigen Verhältnissen gelingt klugen, mit weitem Blick begabten Geistern, die jedoch mit den Wahrsagern nicht zu verwechseln sind. Aber derart vorausschauender Verstand ist selten. Ihm sind sicherlich manche der Orakelsprüche zuzuschreiben, die auf die Geschicke der Völker in alter Zeit einwirkten, wußten doch die Führer, daß der Spruch der Pythia das Heer und das Volk mit Vertrauen auf den Erfolg erfüllte, und daß der Glaube an die eigene Kraft und den Sieg der beste Bundesgenosse war. Auch heute fehlt es nicht an politischen Orakeln. In den Leitartikeln der Zeitungen wird das Wohl und Wehe der Völker, einerlei ob es Inneres oder Äußeres betrifft, gar oft mit einer Überzeugung vorausgesagt, als wäre die Redaktion im Besitze des delphischen Dreifußes, verfolgt man jedoch daraufhin den Gang der Ereignisse, so ergibt sich, daß den Sterblichen die Zukunft ein Buch mit sieben Siegeln ist, die zu lösen nur die Zeit Gewalt hat.

Aber auch die Unzulänglichkeit dieser Orakelsprüche wird mit dem Tage vergessen, der sie brachte, und so nimmt das Wahrsagen und Prophezeien kein Ende.

Der Umgang mit Geistern

Der Tag, 22. März 1902, Unterhaltungs-Beilage, S. 1–2

Daß es Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von denen unsere Schulweisheit keine Ahnung hat, das bezweifle ich nicht seit der Entdeckung der Röntgenstrahlen. Als ich die Universität verließ, gab es sechzig Elemente, jetzt, nach einem Drittel Jahrhundert, giebt es etliche mehr, und zwar ganz seltene, wie Argon, Krypton, die mit großer Kunst aus verdichteter Luft gewonnen wurden. Damals wäre jemand, der behauptet hätte, Sauerstoff und Stickstoff könnten zu Flüssigkeiten verdichtet werden, glatt durch das Examen gesaut, heute aber kann man mit diesen beiden verflüssigten Gasen anstoßen, als hätte man edelsten Trunk im Pokale, und die Forschung leben lassen, die feststehende Sätze der Schulweisheit durch die Thatsachen praktischer Versuche umstößt, und zwar nicht aus Lust an Zerstörung, sondern im unbeirrten Streben, den Weg zur Wahrheit freizulegen.

Und elektrische Wellen giebt es, die man nicht kannte, obgleich sie da waren, und die jetzt der Telegraphie den Draht sparen helfen, und Bazillen, die man nicht sah, weil man sie nicht zu färben verstand, und viel Anderes mehr wurde entdeckt und ans Licht gezogen, um den Klügsten und Gelehrtesten zu beweisen, daß, wenn sie auch alles und noch etwas mehr wüßten, trotzdem Dinge zwischen Himmel und Erde vorkommen, von denen sie wirklich nichts wissen. Selbst im Traume nicht. Und weil es sich so mit menschlichem Wissen verhält, das von den großen geheimnissen der Natur nur ein Winziges löst und lückenhaftes Stückwerk bleibt, sagen viele Leute, daß es trotz aller Zweifel auch Geister zwischen Himmel und Erde gäbe.

Genau zu sagen, was ein Geist ist, das ist sehr schwer. Er ist nichts Körperliches und doch den Sinnen durch handgreifliche Mitteilungen wahrnehmbar. Es ist ebenfalls schwer zu sagen, wo er sich eigentlich aufhält. Einige sagen: in der vierten Dimension. Andere sagen: die vierte Dimension sei ein Hirngespinnst. Wäre dies der Fall, dann wären die in ihr wohnenden Geister ebenfalls Wahnvorstellungen und die ganze Gespensterfrage abgethan.

Viele Leute sagen, es gäbe überhaupt keine Geister. Womit beweisen sie das? Viele Leute sagen, es gäbe wohl Geister, und bewiesen diese ihre Behauptung mit den Geistern selber. Über diese Beweise läßt sich sehr streiten, da Unbewiesenes sich nicht mit Unbewiesenem beweisen läßt. Wenn es in einem Tische klopft und jemand sagt, weil dieses Klopfen nur durch Geister zu erklären ist, muß es Geister geben, so ist das die Privatansicht dieses Jemand, die durchaus keine beweisende Kraft besitzt. Der ruhig Denkende spricht: Da es Dinge zwischen Himmel und Erden giebt, von denen unser Schulwissen derzeit keine Ahnung hat, ist es ebensogut möglich, daß Geister sind, wie daß sie nicht sind, und der Vernünftige wartet die Ergebnisse der Forschung ab.

Was die Geisterforscher bis dato ermittelt haben, hat mich vorläufig noch nicht von der Existenz der Geister überzeugen können, und je mehr ich dahinter kam, wie man sog. Geisterkundgebungen ohne Geister hervorbringen kann, um so unüberzeugter ward ich. Und seitdem der Geisterspuk, den ich mit ebenso stumpfsinnig einfachen, wie irdisch natürlichen Mitteln in Scene setzte, von gläubigen Spiritisten trotz meiner offenen Darlegung als echte Geisterkundgebungen verteidigt wurde, bin ich ein noch viel verstockterer Ketzler als vorher geworden.

Aber es kommen neue Medien. Es werden „Thatsachen“ veröffentlicht, an deren Echtheit niemand zweifeln darf, zuversichtlich heißt es in den Preßorganen der Gläubigen: es giebt Geister. Unwiderleglich. Sie sind erschienen!

So lange bis es „wieder nichts“ ist, bis auch die stärksten, einwandsfreien Medien es nicht weiter brachten als ihre Vorgänger, bis zu ihrer Entlarvung, erhebt sich dann wieder der Zweifel, ob nicht doch Geister sind.

Und wenn es Geister giebt – wie verhält man sich mit ihnen? Wie geht man mit Geistern um? Dies zu wissen, scheint mir sehr wichtig, denn sie können überall hinkommen. Neuerdings ist es jedoch Mr. Daumar gelungen, Geister zwischen Glas zu isolieren. So schreibt er, ich brenne darauf zu wissen, wie dies gemacht wird, um mir Geister einzufangen. Leider ist die Fangmethode noch nicht heraus. Vielleicht liegt sie noch auf dem Patentamt. Die klobigste Weise, in der sich Geister kundgaben, ist die, die vor einigen Jahren den Ort Resau und den Jüngling Karl Wolter vorübergehend berühmt machte. Sie warfen Fensterscheiben ein, spielten Kartoffelball, schleuderten Herrn Pastor Müller einen Schinkenknochen an den Kopf und trieben mehr solcher Scherze, die man nicht besser als Dummejungensstreiche bezeichnen kann und die aufhörten, als das Medium Karl Wolter vor das Schöffengericht kam. Anno 1767 klopfte es in Düsseldorf, und zwar so arg, daß selbst Lessing gesagt haben soll, da hört unser Latein auf. Erst als einer der Knechte den Schauplatz verließ, den der Kloppegeist zu seiner Thätigkeit ausersehen hatte, hörte das Gelärme auf, und Düsseldorf verlor seine Anziehungskraft für mehr und minder erlauchte Neugierige. Auch dieser Knecht war ein Medium, d. h. ein Person, dem die Geister Perisprit, das ist unsichtbaren Stoff, entnehmen, um sich selbst damit so weit zu kräftigen, daß sie klopfen und werfen können.

Wird man von einem Geist durch Wurfgeschosse, Knochen, Bratpfannen, Steine und dergleichen beschädigt, so ist man übel dran, denn die Unfallversicherung hat unter ihren Paragraphen keinen, der auf Verletzung durch Geister Rücksicht nimmt. Mann wendet sich daher sogleich an die Polizei zur Ermittlung des Mediums, oder man beginnt freundschaftlichen Verkehr mit den Geistern, indem man mit den Klopfönen das Alphabet abstimmt, so daß a ein Klopflaut ist, b zwei usw. Wie in den Zuchthäusern, die Wandgetrennten durch Klopfen, so unterhalten sich die Weltgetrennten – der Mensch und der Geist – ebenfalls durch Buchstabenklopfen, wobei die wichtigsten Geheimnisse offenbart werden, zum Beispiel: wieviel Schlüssel man in der Tasche hat, wieviel Stücke Zucker in der Dose sind, wieviel Kinder XY hat usw.

Dieselben wunderbaren Leistungen ereignen sich beim Tischrücken, das Geister ebenfalls besorgen. Sie klopfen auch ganze Sätze erschütternden Inhalts wie: „Die Seele stirbt nicht.“ – Ferner nennen die Geister ihre Namen. Da kommen Goethe, Schiller, Lessing, Heine und dichten (es ist aber danach). Luther kommt, Humboldt. Sie buchstabieren, und was sie buchstabieren, ist Blech.

Da das Klopfen umständlich ist und wenig fördert, erfand man Schreibmaschinen für Geister. Das half. Noch besser aber schafft es, wenn der Geist sich der Hand des Mediums bedient und damit schreibt. Eine ganze Litteratur ist von solchen Schreibmedien zusammengearbeitet, aber wie herabgekommen, wie vertrottelt die größten irdischen Geister sind, die als Jenseitsgeister durch Medien mit dem Diesseits schriftlich verkehren, das ist unsagbar traurig.

Soll man diesen Geistern sagen: Schämt euch, daß ihr euch so blamiert? „Gedichte aus dem Jenseits“, worin greuliche Verse unseren Dichtern zugeschrieben werden, die wir als Heroen verehren. Eine Strophe wie:

Es bebt vor bangen Sorgen
Die deutsche Männerbrust.
Es schlummert drin verborgen
Jedwede Freud' und Lust.

Das dem Geiste Ernst Moritz Arndts anzuthun, ist noch mehr als frech. Ist verbrecherisch, ist Verunglimpfung eines edlen Toten.

Ein ungenannter Geist schrieb durch Julie Baronin von Güldenstübbe: „Der gegenseitige lebendige Wunsch ist die Eisenbahn der Geisterwelt, welche die Verstorbenen rasch zu den Hinterbliebenen fährt, durch den Gedanken; denn wo der Gedanke, ist der Geist selbst.“ Der Gedanke einer Geisterhochbahn aus dem Jenseits ist weniger erstaunlich als die Masse Blödsinn, die durch so wenig Worte erzeugt wurde.

Adelma Baronin von Bay, geb. Gräfin Wurmbrandt, wurde von dem Geiste des Freidenkers David Strauß aufgesucht, und er schrieb durch sie, daß er im Jenseits schrecklich aushalten müsse. Er weiß nicht, ob er todt ist oder nicht. „Ich bin und leugne mich selbst doch ab“, klagt er. Da schreibt Buddha ihm (ebenfalls durch Adelmans Hand). „David,“ sagt Buddha, „du bist allein Schuld an deinem jetzigen Leiden. Du bist in dem Reiche, das du dir schufst: im lichtlosen erstarrten Nichts. Deine Gedanken erstarrten ja stets alles Leben. Du bist in dem dir Gleichen.“ – Strauß, anstatt Buddha zu beweisen, daß ein erstarrtes Nichts ein fabelhafte Nonsens ist, fleht die ihn begleitenden Geister an, ihn in seine eisige Einöde zurückzutragen, um dort selbst zu nichts zu erstarren. Auf seinen Wunsch stellen die Geister Strauß wieder kalt.

Die Sprechmedien verzapfen, wie aus dieser Probe ersichtlich, noch mehr Fasel als die Schreibmedien, sowohl der Wortzahl nach als nach dem Inhalt, der sich meist nicht über den Bildungsgrad des Mediums erhebt, nie aber auch nur ein I-Tüpfelchen von Dingen und Vorgängen verrät, die Menschenverstand nicht schon längst besser und klarer erschaut hätte als die sich meldenden sogenannten Geister.

Und weil die Geister nichts von Vergangenheit wissen, nichts von dem, was außer der Erde, keine von den Fragen beantworten, die wissenschaftliche Forschung an sie stellt, hat das Medien-Geschreibsel und Geredsel höchstens den Wert frömmelnder Ergüsse zur Erbauung leichtlich Erbauer. Denn an frömmelnden Redensarten fehlt es in den Geistermitteilungen nicht, wenn nicht Truggeister sich einmischen, die mit den ihnen vertrauenden schändlichen Spott treiben.

Wer den Schreib- und Sprechmedien nicht traut, der muß doch überzeugt sein, daß es Geister giebt, sobald sie Blumen aus himmlischen resp. jenseitigen Regionen herbeibringen. Als die ersten Blumenapporte in den spiritistischen Zeitschriften, von denen etwa fünfzig erschienen, mit Jubel begrüßt wurden, als sichere Beweise für die Geister- und Jenseitslehre, wie sie in der spiritistischen Literatur aufgebaut wird, fragten einige Nichtjubelnde, ob denn im Jenseits auch Veilchen, Nelken, Rosen wüchsen – je nach der Jahreszeit. „Jawohl“, hieß es, „denn das Jenseits ist genau das Gegenbild des Diesseits.“

Wie ähnlich das Jenseits dem Diesseits ist, ersieht man aus den Gegenständen, die dem Medium Frau Anna Rothe (nach den Sitzungsprotokollen) von Geistern in die Hände gegeben wurden, als da sind: Briefbeschwerer, Glaskugeln, Christusfigur nach Thorwaldsen, Dachshund aus Papiermaché mit Pralinés gefüllt. Notizbücher und dergleichen mehr. Diese vertrackte Ähnlichkeit der beiden Welten ging selbst Spiritisten gegen den Strich, weshalb eine andere Erklärung herbei mußte, nach der die Geister ihre Gaben aus irdischen Geschäften apportieren, indem sie selbige in ihre Atome zerlegen, damit durch die Wände der Häuser rutschen und sie in Gegenwart des Mediums und der Gläubigen so genau wieder zusammenstellen, daß mitunter sogar der in den Geschäften angeklebte Preis nicht im Rückstand bleibt.

Bezahlen die Geister die von ihnen atomisierten und exgeführten Sachen, oder bleiben sie schuldig? Sie bezahlen. Einige Geister aus anderen Sphären besuchen Gold- und Silberminen der Erde, ziehen aus

diesen Barren, die sie selbst nach den Münzstätten bringen, um den Edelmetallen Kurs zu geben. Von diesen Geistern erhalten die anderen, je nach Bedarf, eine gewisse Summe. Auf diese Weise können sie irgend einem Magazin einen Gegenstand entnehmen, wofür sie nicht gerade den notirten Preis, sondern mehr zahlen. (Psychische Studien, IX, Jahrgang.)

Wo in einem Geschäft sich ein Überschuß in der Tageskasse befindet, haben Geister eingekauft. Wie die Geister sich mit den Kontrollmaschinen abfinden, darüber ist noch nichts an Erklärungen heraus; ich denke mir, daß sie Geschäfte mit allzu sorglicher Kontrolle meiden.

Daß die frommen Blumengeister das fromme Blumen-Medium nicht vor der letzten Entlarvung warnten, finde ich nicht hübsch von ihnen, auch begreife ich nicht, warum sie der Frau Anna Rothe nicht lieber gleich das Geld gaben, als daß sie erst Blumen und Konfekthunde dafür auf den Spiritistentisch zauberten. Es wäre das weniger umständlich und zumal ungefährlicher gewesen. Hoffentlich apportieren sie ihr den Kerkerschlüssel und lösen die Ärmste aus ihren Banden, denn Knoten lösen ist echtste Geisterarbeit.

Aber wo sie helfen sollen, da lassen sie im Stich, diese Geister; darum sehe sich vor, wer sich mit ihnen einläßt und vermeint, durch sie die Geheimnisse der Natur, der Welten zu ergründen. Denn selbst die Spiritisten gestehen, daß es Trug-Geister giebt. Wer aber mit Trug umgeht, der ist gar bald der Betrogene.

Chronologisches Verzeichnis weiterer Aufsätze Julius Stindes zu Aberglaube, Magie, Spiritismus.

- Einiges von Sympathiemitteln. In: Reform 28(1875) Nr. 196 vom 19. August, S. 2
Räthselhaftes und Unerforschtes. In: Reform 28 (1875) Nr. 196 vom 19. August, S. 2
Der Aberglaube in der Heilkunst. In: Reform 28 (1875) Nr. 266 vom 10. November, S. 2
Ein Besuch beim Medium. In: Deutsches Montagsblatt 1 (1877) Nr. 21 vom 19. November, S. 4–5
Ein Leipziger Professor und ein amerikanisches Medium. In: Deutsches Montagsblatt 2 (1878) Nr. 10 vom 11. März, S. 4–5
Wissenschaft und Klopffeister. In: Deutsches Montagsblatt 2 (1878) Nr. 11 vom 18. März, S. 3–4
Kleine Chronik. (Spiritistische Sitzungen im Familienkreise) In: Berliner Tageblatt 1879, 22. Oktober, Abendausgabe, S. 1
Seelenjäger und Gespensterfänger. In: Daheim 16 (1879/80) S. 528–531 und 545–548
Spuk in Halle. In: Deutsches Montagsblatt 3 (1879) Nr. 31 vom 4. August, S. 2–3
Kleine Chronik. (Absurditäten bei der Erforschung von Wundern und Spuk) In: Berliner Tageblatt, 13. Februar 1880, Abendausgabe, S. 1
Kleine Chronik. (Spiritismus) In: Berliner Tageblatt, 17. April 1880, Abendausgabe, S. 1
Ein entlarvtes Medium. In: Berliner Tageblatt, 23. Juli 1880, Morgenausgabe, S. 2
Die Theosophische Gesellschaft in Indien. In: Daheim 17 (1880/81) Beilage zu Heft 27
Eine magnetisch-hypnotische Sitzung. Von Wilhelmine Buchholz. In: Deutsches Montagsblatt 4 (1880) Nr. 13 vom 29. März, S. 5–6
Vom Schwindel zur Wissenschaft. In: Deutsches Montagsblatt 4 (1880) Nr. 37 vom 13. September, S. 4–5
Kleine Chronik. (Prähistorische Spuren und Spiritismus) In: Berliner Tageblatt, 11. Juni 1881, Abendausgabe, S. 1.
Traumdeuterei. In: Daheim 18 (1881/82) 348–351.
Darwinistisch-Spiritistisches. In: Deutsches Montagsblatt 5 (1881) Nr. 44 vom 31. Oktober, S. 4–5.
Kleine Chronik. (Spiritistisches) In: Berliner Tageblatt, 20. Juli 1882, Abendausgabe, S. 1
Moderner Aberglaube. In: Daheim 19 (1882/83) 76–79
Gedichte aus dem Jenseits. In: Deutsches Montagsblatt 7 (1883) Nr. 10 vom 5. März, S. 4–5
Moderne Quacksalber. I. In: Schorers Familienblatt 4 (1883) 383–385
Moderne Quacksalber. II. In: Schorers Familienblatt 4 (1883) 400–401
Kleine Chronik. Groß Trauern und Klagen erfüllt das Lager der Spiritisten . . . In: Berliner Tageblatt, 13. Jg. (1884), 4. März, Abendausgabe, S. 1
Das sogenannte Gedankenlesen. In: Daheim 21 (1884/85) Beilage 1 und 2 zu Nr. 21
Das „Gedankenlesen“. In: Deutsches Montagsblatt 8 (1884) Nr. 24 vom 7. April, S. 5 (Auch in: National-Zeitung, 16. November 1884, Sonntagsbeilage, S. 1.)
Der schwebende Kopf. In: Schorers Familienblatt 5 (1884) 520-521
Wie findet man den sechsten Sinn? In: Schorers Familienblatt 5 (1884) 687
Die Antispiritisten Homes und Fey. In: Daheim 22 (1885/86), 1. Beilage zu Nr. 19. Mit Fortsetzung in 2. Beilage zu Nr. 19.
Das Gedankenlesen. In: Schorers Familienblatt 6 (1885) 14
Geisterphotographie. In: Schorers Familienblatt 6 (1885) 15
Geisterentfesselung. In: Schorers Familienblatt 6 (1885) 31
Etwas über Magnetismus. In: Schorers Familienblatt 6 (1885) 237
Hypnotische Untersuchungen. In: Schorers Familienblatt 6 (1885) 478–479
Wunder des Hypnotismus. In: Der Bazar 32 (1886) Nr. 22 vom 7. Juni, 242–243
Das glückbringende Hufeisen. In: Am Ur-Quell 3 (1892) 174
Die Unsterblichkeit der Liebe. Rademachers Anschauungen. In: Sphinx 14 (1892) 313-320
Die Wunder Cagliostros. In: Velhagen & Klasings Monatshefte 7 (1892/93) II 194–204
Schatzgräberkünste. In: Vom Fels zum Meer 1893/94 I 294–298
Herd-Aberglaube. In: Illustrierte Frauen-Zeitung 15 (1898), vom 1. Januar, 3–4
Die Symbolik des Dreiecks. In: Zirkelkorrespondenz 34 (1905) 205–217
Alte Magie und moderne Heilkunst. In: Velhagen & Klasings Monatshefte 20 (1905/06) II 698–702